1,70 DM / Band 387
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

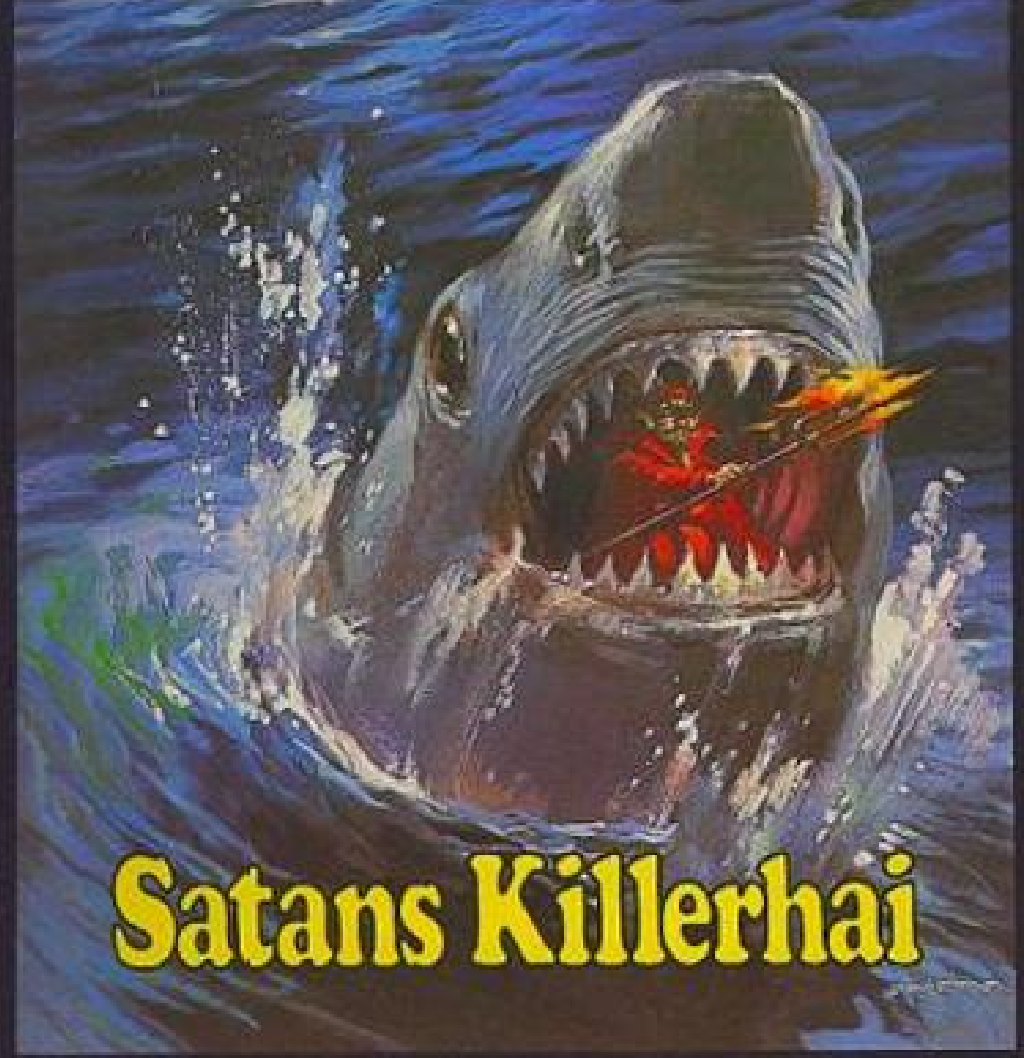
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Satans Killerhai

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Satans Killerhai

John Sinclair Nr. 387

von Jason Dark

erschienen am 03.12.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Satans Killerhai

Der Weiße Hai war ein Kinohit und ein Gruselspaß.

Unzählige Zuschauer hat dieses Monstrum in Angst und Schrecken versetzt. War der Film gelaufen, ging man beruhigt aus dem Theater.

Ich hatte mir den Streifen ebenfalls angesehen, aber damals noch nicht ahnen können, daß auch mir einmal so etwas zustoßen würde. Dann traf ich auf so ein Monster. Alpträume wurden wahr, denn Satans Killerhai hatte es allein auf mich abgesehen…

Zum Meer hin deckten uns die Felsen, sie schützten uns vor dem Wind und dem Sprüh der Brandung.

Der Himmel sah aus wie eine bleigraue, an einigen Stellenaufgerissene Masse, als hätte jemand vergessen, die einzelnen Wolken miteinander zu verkleben.

Jenseits des weißen Brandungsstreifens lag das Meer. Wild und rauh. Ein gefährliches Stück Küste, von Stürmen umtost, sagenumwoben und auch noch heute ein Ort, den viele Menschen mieden, weil das Klima in Cornwall ebenso eigen war wie die Bewohner der Halbinsel. Sie hattensich ihren persönlichen Lebensrhythmus bewahrt, und diesen wiederum dem Meer angepaßt.

Das Meer, die See, der Ozean, drei Namen für eine weite, wogende, oft stürmische und gefräßige Fläche, die kein Pardon kannte und in den langen Jahrhunderten schon unzählige Schiffe zu sich in die Tiefe geholt hatte. Auch wir beobachteten das Meer, aber nicht, um uns am Spiel der Wellen zu erfreuen, wir warteten auf ein bestimmtes Ereignis.

Neben mir hockte Suko. Hin und wieder nahm er einen Schluck aus der Thermoskanne. Sie war mit warmen Tee gefüllt, denn trotz des Hochsommers konnte man das Klima und die Temperaturen hier nicht gerade als sehr freundlich einstufen.

Ohne Windjacke fror man, deshalb hatten wir auch die Parkajacken übergestreift.

»Willst du auch einen Schluck?« fragte er.

»Nein, danke.«

Suko grinste mich an. Sein Gesicht hob sich hell vor dem grauen Gestein der Felsen ab. »Ich habe auch noch Rum.«

»Behalte ihn.«

»Wie du willst.« Er schüttete Tee in die Verschlußtasse der Kanne und trank daraus.

Es war bereits die vierte Nacht, die wir uns auf diese Art und Weise um die Ohren schlugen. Gegen 22.00 Uhr jeweils hatten wir uns zum Strand begeben, den Platz zwischen den höher liegenden Felseneingenommen, um das Meer zu beobachten.

Ereignet hatte sich nichts.

Auch nicht in den Stunden zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang, wo wir abwechselnd schliefen oder Wache hielten. Da war nicht der aufgetaucht, auf den wir warteten.

Es ging um einen Fisch!

Eigentlich eine lächerliche Sache, wenn es sich bei ihm nicht gerade um einen gewaltigen Hai von übergroßen Ausmaßen gehandelt hätte. Auch das wäre nicht tragisch gewesen und hätte unser Eingreifen bestimmt nicht erforderlich gemacht, aber dieser Hai war, wenn er auftauchte, nicht mit einem normalen Artgenossen zu vergleichen.

Er hatte stets sein Maul aufgerissen, und zwischen den beiden mit Zähnen bestückten Kiefern hielt sich eine Gestalt auf, die mit einem flammenden Dreizack bewaffnet war.

Nicht Neptun oder Poseidon, sondern ein alter Bekannter von uns, dem die Menschen den Namen Teufel oder Satan gegeben hatten.

Ich nannte ihn zumeist Asmodis, und er gehörte zu meinen Urfeinden, da er der Herrscher über die Hölle war.

Eigentlich hätten wir das Ganze nicht für bare Münze genommen, aber der Brief eines Fischers war dennoch interessant gewesen. Kein Seemannsgarn, wie wir meinten. Es hätte schon einem gewaltigen Zufall gleichkommen müssen, weil dieser Mann den Teufel haargenau so beschrieben hatte, wie wir ihn kannten.

Das hatte uns aufhorchen lassen.

Kein anderer Dämon zeigte sich in der gleichen Gestalt wie Asmodis, aus diesem Grunde hatten Suko und ich uns auf die Reise nach Cornwall gemacht. Dabei hatten wir nicht einmal richtig ausschlafen können. Das letzte Florida-Abenteuer hing uns noch ziemlich in den Knochen, als es uns gelungen war, einen gewaltigen Götzen auszuschalten. Leider hatten wir Akim Samaran und dessen Leibwächter Kamikaze nicht erwischen können. Aber die beiden würden uns sicherlich noch einige Male begegnen.

Einen Erfolg hatten wir allerdings erzielen können. Homunkulus, das Menschlein, gab es nicht mehr. Sukos Peitsche hatte dem gefährlichen und magisch beeinflußten Zwerg den Garaus gemacht.

Die Rätsel aber waren geblieben. Und die hießen der Dunkle Gral, Aibon, die geheimnisvollen Templer-Ritter und de Valois, der vor einigen Hundert Jahren in Frankreich gelebt hatte und mehr über den Gral und dessen Verbindung zu den Templer-Rittern wissen wollte. Dieser Mann hatte auch ein Erbe hinterlassen, das uns leider nicht in die Hände gefallen war, weil die in einem Himmelbett versteckte Rolle verbrannte.

Aber wir kannten den Namen und würden bestimmt einmal auf Details stoßen. Leider dachten Samaran und Kamikaze auch so. In Florida war ihr Plan schiefgelaufen, über einen Nachfolger des alten de Valois an irgendwelche Aufzeichnungen heranzukommen. Jetzt mußten Samaran und wir uns einen neuen Plan einfallen lassen.

Uns standen einige Mittel zur Verfügung. Unter anderem die moderne Kommunikationstechnik. Wir hatten den Computern Arbeit gegeben, und dies auf internationaler Ebene. Sie waren mit Informationen gefüttert worden, die sich auf die Familie de Valois bezogen. Was dabei herauskam, mußte erst einmal abgewartet werden. Allerdings sah ich dem Problem hoffnungsvoll entgegen, denn auch Interpol und die Amerikaner waren eingeschaltet worden.

Suko schraubte den Verschluß der Kanne zu und stellte sie weg.

»Wie lange willst du eigentlich noch warten?« fragte er.
»Bis wir ihn entdeckt haben.«
»Das kann sieben Wochen dauern.«
»Die nächsten beiden Tage halte ich noch durch. Wenn bis dahin nichts passiert ist, machen wir die große Flatter.«
»Sollen wir nicht jetzt schon verschwinden?«
Ich schaute ihn überrascht an. »Was ist los? Sonst bist, du doch derjenige, der immer eine Engelsgeduld zeigt.«
»London gefällt mir besser. Je länger man von dieser Stadt weg ist, um so mehr fehlt sie einem.«
»Oder meinst du Shao?«
Der Inspektor grinste verschmitzt. »Die natürlich auch.«
»Ja, ja!« stöhnte ich. »Sie wird es wohl eher sein.« Ich griff zum Fernglas, setzte es gegen meine Augen und schaute auf das Meer hinaus, dessen wogender Rhythmus irgendwie einschläfernd auf mich wirkte. Es war ein Nachtglas mit Restlicht-Verstärker und holte mir das Meer so nahe und scharf heran, als würde die Sonne scheinen.
Die Wellen liefen wie graue Bahnen gegen den Strand, wo sie von den hochragenden Felsen gebrochen wurden und in langen Gischtfontänen gegen die Steilküste donnerten. Ein wildes, urromantisches Bild, für das ich mich immer begeistern konnte, aber nur wenn ich Urlaub hatte.
Der Fischer, der den Brief geschrieben hatte, wohnte weiter oben in einem alten windschiefen Haus. Es lag im Schatten einer normannischen Burg, die besser nach Schottland gepaßt hätte. Bewohnt war das Gebäude seit einigen Jahren von Feriengästen, die aber den Hai mit dem aufgesperrten Maul noch nie zu Gesicht bekommen hatten.
Zum Glück nicht.
Ich warf einen Blick gegen den Himmel, sah die dünnen Wolken und dahinter den kreisrunden Ausschnitt des Mondes schimmern.
Er füllte sich allmählich auf und wirkte blaß wie eine Zitrone.
Suko sprach mich an. »Tom kommt.«
Ich drehte mich.
Ein schmaler Weg führte in Serpentinen dorthin, wo der Fischer Tom Jones seine Hütte besaß. Daß der gute Mann den gleichen Namen trug wie ein berühmter Sänger, dafür konnte er nichts.
Wenn er sich vorstellte, fügte er sofort hinzu, daß er weder verwandt noch verschwägert mit dem Namensvetter war.
Daß wir ihn in der Dunkelheit überhaupt sahen, lag an der alten Laterne, die er in der linken Hand trug. Bei jeder heftigen Bewegung schwankte sie mit, so daß ihr Schein immer wieder tanzte und blasse Flecken über den mit Steinen und kargem Gras bedeckten Boden warf.
Tom Jones war ein Original. Ein schon älterer Mann, der mich an die

Comic-Figur Popeye erinnerte, denn auch sein Kinnbart stand so ab, wie der des gezeichneten Helden. Zumeist rauchte Tom eine Pfeife, die Popey's sehr ähnlich war. In seinem wettergegerbten Gesicht leuchteten zwei blanke Augen, und das Haar stand wie graues Stroh von seinem Kopf ab, falls er es nicht unter der alten blauen Schirm- und Schiffermütze verbarg.

Wie immer trug er die alte abgewetzte Cordhose und seine blasse Jacke, die irgendwann einmal, so hatte er uns erzählt, dunkelbraun gewesen war. Sein Alter war schlecht zu schätzen, es mußte irgendwo zwischen 60 und 70 liegen. Die letzten beiden Schritte sprang er, landete auf dem Hosenboden und ließ sich zwischen uns nieder.

»Da bin ich«, sagte er, wobei er vorsichtig seine alte Sturmlaterne abstellte.

»Das sehen wir«, sagte Suko.

Tom grinste ihm und mir zu, bevor er in die Jackentasche griff und etwas hervorholte, das in Fettpapier eingewickelt worden war.

Zwei Fischschwänze schauten noch heraus.

»Echte Bücklinge«, sagte er. »Herrlich geräuchert. Die müßt ihr einfach probieren. Sie schmecken ausgezeichnet.«

Wenn Tom das sagte, konnten wir uns darauf verlassen. Er verstand etwas davon. Er behauptete stets, selbst ein Fisch gewesen zu sein, bevor er als Mensch wiedergeboren wurde.

»Ich nehme einen halben«, sagte ich.

Suko nickte.

Tom war fröhlich. In seinen Augen blitzte der Schalk, denn er packte noch eine Flasche Rum aus. In der Tasche seiner weiten Hose hatte er sie bisher verborgen gehabt.

»Das ist doch etwas, nicht?«

Ich mochte keinen Rum, so nahm Tom allein mehrere Schlucke hintereinander, während Suko und ich uns um den Bückling kümmerten, der wirklich ausgezeichnet schmeckte.

»Meine kleine Räucherkammer«, erklärte Tom. »Sie ist etwas Besonderes. Die Leute aus dem Hotel reißen sich um die Fische.«

Das glaubten wir ihm gern.

Unsere fettigen Finger putzten wir an dem zähen Gras ab. Mir gefiel die Nacht immer besser. Gedeckt zwischen den Felsen am Strand zu sitzen, erinnerte mich ein wenig an die Boy-Scout-Romantik meiner Kindheit. Nur hatte da noch ein Lagerfeuer gebrannt, und irgendwer fing damit an, Geschichten zu erzählen. Meistens waren es Gruselstories, die uns Kindern eine Gänsehaut über den Rücken trieb, obwohl wir sie so gern hörten. Damals hatte ich noch nicht geahnt, daß diese erzählten Geschichten in meinem späteren Leben einmal Wirklichkeit werden sollten.

Tom Jones nahm einen Schluck Rum und nickte stumm. Als er unsere

fragenden Blicke sah, bequemte er sich zu einer Antwort. »In dieser Nacht kommt er.«

Suko schaute ihn schräg an. »Der Hai?«

»Ja, denn Weihnachten ist vorbei.«

»Woher weißt du das?«

»Das habe ich im Urin.«

»Aha«, grinste ich. »Andere Gründe gibt es nicht?«

»Doch. Steht mal auf und schaut hinauf auf das Meer.«

Es konnte nicht schaden, wenn wir unsere Knochen streckten.

Also erhoben wir uns und blickten nach vorn. Uns fiel nichts auf.

Die große Fläche lag als wogende Dünung vor unseren Blicken. Sie war mit hellen Kränzen besetzt, die als quirlende Schaumstreifen über die Kämme der Wellen rannen und sie bis dorthin begleiteten, wo die anrollende Brandung von den ersten, aus dem Wasser schauenden Klippen gebrochen wurde, bevor sie gegen die Steilküste donnerte.

Von dem uns beschriebenen Hai entdeckten wir nicht eine Flosse.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Du scheinst dich geirrt zu haben.«

Tom Jones schüttelte den Kopf. »Habe ich nicht.«

»Ich sehe auch nichts«, stand mir Suko bei.

»Der Himmel ist anders!« behauptete der alte Fischer. Er deutete in die Höhe. »Die dunklen Wolkenbänke vor dem fast runden Mond seht ihr ja. Ihr müßt auch auf die Farben dazwischen achten. Da ist doch ein gelbes Schimmern zu erkennen. Sogar mit einem Stich ins Grünliche. Schaut sehr genau hin, dann könnt ihr es erkennen.«

Wir taten ihm den Gefallen und mußten zugeben, daß er sich nicht geirrt hatte. Es gab tatsächlich diesen Farbunterschied. Der konnte alles zu bedeuten haben und brauchte nicht gerade auf eine Ankunft des Teufels hinzuweisen.

Das sagte ich Tom auch.

Der schüttelte so heftig den Kopf, daß der Bart gleich mitzitterte.

»Ihr seid die großen Zweifler. Nehmt es so hin, wie es tatsächlich ist. Was ihr seht, ist nicht normal, glaubt mir das. Ich spüre es, der Satan ist nah.«

Wir hatten nichts dagegen. Es wurde allmählich Zeit, daß sich etwas ereignete. Weitere Nächte wollte ich mir nicht unbedingt um die Ohren schlagen.

»Hoffentlich ist es nicht nur der Teufel, sondern auch der Hai«, bemerkte ich sarkastisch.

»Die beiden gehören zusammen«, behauptete Tom Jones.

»Wenigstens bei uns hier.«

»Mal sehen.«

Ich ging zu meinem Freund Suko, der bis fast an den Rand der Klippen getreten war. Es ging nicht senkrecht in die Tiefe, aber gesprungen wäre ich freiwillig auch nicht, denn der Hang war doch

ziemlich steil, zudem übersät mit Geröll und kleinen Querrinnen, die einen Körper leicht aufhalten konnten.

Dahinter begann das Meer. Wellen rollten heran, wurden gebrochen und als Gischtfontänen in die Höhe geschleudert. Vor Cornwall war die See nie ruhig. Man konnte den Eindruck haben, als wollte sie die Halbinsel wegreißen, so hart und stürmisch rollte sie gegen die Küste an.

Auch Jones war zu uns gekommen. Er schraubte seine Rumflasche zu und hob den Arm. »Dort seht ihr eine Stelle, wo das Wasser kreiselt. Da ist es sogar rötlich. Dort wird der Hai mit dem Teufel im Maul erscheinen.«

»Hast du ihn denn da schon kommen oder aufsteigen sehen?« fragte ich zurück.

»Sicher.«

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, da der alte Tom mit einer wirklich alles beherrschenden Sicherheit über Dinge sprach, die eigentlich ins Reich der Phantasie gehörten.

Suko stieß mich an. »John, mir scheint, das ist die Nacht der Nächte. Der Hai…«

»Ja, ja!« rief auch Tom Jones. »Er ist es, verdammt, er ist es.« Die Augen des Mannes strahlten wie die eines Goldsuchers, der ein großes Geschäft gemacht hatte. Er nahm alles lässig hin, rieb sich sogar die Hände und flüsterte: »Jetzt könnt ihr dem Satan ins Maul spucken, Freunde!«

»Mal sehen…«

Noch konnten wir nichts von ihm erkennen, aber die Fläche, unter der er sich befinden mußte, geriet in Bewegung. Kreise und Wirbel entstanden, als würde vom Grund des Meeres her ein rotierendes Saugrohr seine geballte Kraft einsetzen.

Ich wurde an mein letztes Abenteuer in Italien erinnert, als ich gegen Skyla, die Menschenschlange kämpfte. Auch vor ihrem Auftauchen war das Wasser in Bewegung geraten, hatten sich Wirbel gebildet und gefährliche Strudel.

Trotz der Dunkelheit erkannten wir das Kochen der Flüssigkeit.

Helle Inseln bildeten sich auf der dunklen Fläche, kreisten, warfen Blasen, die zerplatzten oder wieder in die Höhe schäumten.

Eine geraume Weile veränderte sich dort nichts. Bis zu dem Zeitpunkt, als sich die Farbe änderte. Man hätte schon blind sein müssen, um das dunkle, düstere Rot innerhalb des Schaumwirbels nicht zu sehen.

Ein Rot, wie es die Hölle ausspie.

Rot wie das Feuer der Unterwelt.

»Asmodis!« flüsterte Suko und stemmte sein Gesicht gegen den Wind.

Auch ich war gespannt. Nur Tom Jones verhielt sich relativ lässig.

Er grinste nur, denn er wußte ja, was uns und ihm blühte, da er es schon des öfteren erlebt hatte.

Asmodis im aufgerissenen Maul eines Hais! Ich konnte es kaum fassen, denn ich sah noch keine Verbindung zwischen dem Herrscher der Hölle und dem König der Meere.

»Er ist riesig!« sagte Tom. »Er ist gewaltig, ihr werdet ihn…«

Das letzte Wort konnte sich der Fischer sparen, denn wir sahen ihn bereits. In der Tiefe hatte er gelauert, hatte mit den Wellen und dem Wasser gespielt.

Ein Schatten verdunkelte das Rot des Wassers. Ein Schatten, der blitzschnell aus der Tiefe heranglitt, höher kam, aus dem Wasser schoß und quasi senkrecht und auf seiner Schwanzflosse stehenblieb.

Das genau war er.

Asmodis' Mörderhai!

Wir hatten vieles gesehen. Schreckliche Dinge, schaurige Vorgänge, unheimliche Szenen, aber dieser Anblick verschlug auch uns den Atem, und so konnten wir nur den Kopf schütteln oder überhaupt nichts sagen, denn der Hai bot einen Anblick, wie ihn Spielberg in seinem Film nicht besser hätte machen können.

Im Gegenteil, dieser Hai, der ja lebte und von einer fürchterlichen Magie geleitet wurde, war noch schlimmer und sah auch schrecklicher aus. Seine Proportionen konnte ich nur schätzen, mir jedenfalls kam die Hälfte seines Oberkörpers vor wie ein gewaltiger Felsen, der aufgeklappt war und eine Reihe mörderischer und höllisch spitzen Zahnreihen zeigte, die alles zerknacken würden, was ihnen dazwischen kam.

Wie Feuer leuchtete es in seinem Maul, ohne es allerdings zu verbrennen.

Auf dem Unterkiefer und innerhalb des gewaltigen Mauls hatte derjenige Platz genommen, den wir als Höllenherrscher kannten.

Den Umständen angepaßt, war er mit einem flammenden Dreizack bewaffnet, den er in der rechten Hand hielt und dessen Feuerarme aus dem Maul wie gierige Zungen hervorschossen. Die Zacken brannten rotgelb, aber sie verbrannten nicht und tauchten die Umgebung des Mauls in ein zuckendes Licht.

Asmodis trug diesmal ein rotes Trikot, das seine häßliche Gestalt bis auf das Gesicht verhüllte. Wir konnten es nicht genau erkennen.

Es sah schwarz aus, wirkte wie eine verbrannte Fläche, doch der Teufel, der in unzähligen Gestalten auftreten konnte, zeigte sich in dieser mit am liebsten, weil er so einen schlimmen Schrecken verbreiten konnte.

Wer ihm als normaler Mensch in diesem Aufzug begegnete, bekam automatisch Furcht.

Wir ließen ihn nicht aus den Augen. Und auch nicht den Hai, dessen

aufgerissenes Maul so gewaltige Proportionen zeigte, daß die Gestaltdes Höllenherrschers direkt klein darin wirkte. Aber man sollte ihn nicht unterschätzen. Asmodis war in der Lage, dieses überdimensionale, graue Ungeheuer mit einer Bewegung seines kleinen Fingers zu lenken.

Suko und ich waren von dem Anblick fasziniert. Tom weniger, er kannte ihn schließlich, und wir hörten sein leises Lachen. »Na, habe ich euch zuviel versprochen?«

»Nein, das hast du nicht.«

»Stimmt genau, Freunde. Er ist gekommen, so wie ich es mir gedacht habe.«

»Und jetzt?«

»Ich weiß nicht, was geschieht, John. Er wird möglicherweise kreisen, wie er es schon des öfteren getan hat.«

Damit wollte ich mich nicht so recht abfinden, da ich mich fragte, was das eigentlich sollte. Asmodis tat nichts ohne Grund. Er mußte nach den langen Wochen der Enthaltsamkeit und Regeneration wieder einen neuen Plan gefaßt haben. Im Duell gegen die Großen Alten hatte auch der Satan Federn lassen müssen. Kämpfe gingen selbst am Teufel nicht spurlos vorüber, wie ich selbst oft genug erlebt hatte.

Was, zum Henker, tat er an dieser Küste? Und weshalb hatte er sich gerade einen Hai ausgesucht und dieses Tier zu einer Bestie verändert, daß sie von der Größe her fast die Form eines Wals besaß?

Noch tat sich nichts.

Der Hai drückte seinen Oberkörper aus dem Wasser, hatte sein Maul weit aufgeklappt, und zwischen den beiden Kiefernhälften stand Asmodis mit flammendem Dreizack.

Ich fragte Tom Jones. »Hat er schon Menschen angegriffen? Weißt du etwas davon?«

»Nein, nein, ich sah ihn nur auf dem Meer und hatte das Gefühl, als würde er auf etwas warten.«

»Hast du über den Grund nachgedacht?« wollte Suko wissen.

»Auch nicht. Was habe ich mit der Hölle zu tun?«

Ich lachte. Diese Antwort war gut, weil sie so echt klang. Es stimmte schon. Was hatte er mit der Hölle zu tun? Im Prinzip nichts.

Ich war gespannt, wie Asmodis reagieren würde, wenn er erfuhr, daß wir uns in seiner Nähe befanden.

Angst hatte ich vor ihm nicht. Mich schützte mein Kreuz, dessen Anblick bei ihm die Panik hochkommen ließ. Trotz aller Stärke und Macht war es ihm bisher noch nicht gelungen, gegen diese Waffe des Lichts und des Guten anzukommen.

Noch »stand« der Hai. Im Gegensatz zu einem normalen Tier besaß er große Augen. In ihnen, das sahen wir erst jetzt, glühte das gleiche Feuer wie an den drei Zacken der Waffe, die der Teufel in seiner

Rechten hielt. Der zuckende Schein geisterte auch über die Zahnreihen des höllischen Killertieres und ließ sie aussehen, als wären sie mit einer dünnen Schicht aus Blut überstrichen worden.

»Da!« Tom rief das Wort und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, denn der Hai hatte sich bewegt.

Ein Schlag mit der Schwanzflosse reichte. Er peitschte das Wasser in seiner Nähe zu einer schaumigen Welle in die Höhe, der gewaltige Oberkörper des Tieres senkte sich, so daß der größte Teil im Wasser verschwand und nur mehr das aufgeklappte Maul aus den Fluten hervorschaute.

Asmodis stand in seinem Innern wie ein höllischer Wachtposten.

Ich hatte das Gefühl, als würden die Flammen für einen Moment noch stärker aufleuchten, und dieses feurige Licht kam in etwa einem Startsignal gleich, denn der Mörderhai setzte sich in Bewegung.

Mit einer geschmeidigen, schlangengleichen Bewegung peitschte er seinen schweren Körper voran und jagte auf den schmalen Sandstrand zwischen den grauen Küstenfelsen zu.

Für uns war es ein faszinierender, erschreckender und unheimlicher Anblick, wie er voranjagte, das Wasser aufwirbeln ließ, es zu schaumigen Streifen hochschleuderte, die ihn begleiteten und Tom Jones veranlaßten, einen Schreckensruf auszustoßen.

»Der schwimmt zum Land!«

Weder Suko noch ich lachten darüber, denn Tom hatte recht.

Dieser Hai jagte tatsächlich auf die Küste zu. Innerhalb der nächsten Sekunden geriet er bereits in die Nähe der aus dem Wasser schauenden scharfen Felsköpfe, die in der Lage waren, einem Schiff den Kiel vom Bug bis zum Heck aufzureißen. Normalerweise hätte er zerschellen müssen, aber das Monstrum war nicht normal, es wurde von einem dämonischen, höllischen Trieb geleitet und vorangepeitscht.

»Heiliger Klabautermann, das darf nicht wahr sein.« Tom konnte sich überhaupt nicht beruhigen, während Suko und ich uns eines Kommentars enthielten und nur dieses Monstrum beobachteten.

Die Entfernung zwischen ihm und den Klippen schmolz rasend schnell zusammen. Eigentlich hätte er in den folgenden beiden Sekunden dagegenprallen und aufgeschlitzt werden müssen, das aber passierte nicht. Statt dessen geschah etwas, das selbst Suko und mir den Atem stocken ließ, wobei wir schließlich einiges mitgemacht hatten und an außergewöhnliche Dinge gewöhnt waren.

Die rechte Hand des Teufels ruckte. Er stieß seinen flammenden Dreizack vor und in einer schrägen Linie aus dem Maul des Hais, so daß die tanzenden Feuerzungen wie ein Fanal vor den beiden weit aufgerissenen Kieferhälften standen.

Dies war das Zeichen.

Mit einem kraftvollen Aufbäumen seiner Schwanzflosse stellte sich der gefährliche Fisch plötzlich aufrecht, bevor er dicht vor Erreichen der ersten spitzen Klippe aus dem schäumenden Wasserteppich jagte und in einer schrägen Linie den hochwachsenden Felswänden des Ufers entgegenstrebte.

Es war ein Bild, das ich einfach nicht vergessen konnte. Ich mußtezuschauen, spürte den Schweiß auf meinen Handflächen und sah einen fliegenden Raubfisch.

In seinem offenen Maul aber stand der Teufel, der ihn leitete und dessen flammende Waffe als drei Speerspitzen aus dem Maul hervorstießen wie ein Wegweiser in die Hölle.

Es war einfach gewaltig! Mir stockte der Atem, als ich dies erkannte. Ich atmete durch die Nase ein und verfolgte den Weg des fliegenden Monstrums. Es hatte bereits die Küste erreicht.

Wo lag sein Ziel?

Tom Jones, Suko und ich hatten uns gedreht, die Köpfe in den Nacken gelegt und verfolgten mit gespannten Blicken den weiteren Weg des Mörderhais. Zeigte er an uns Interesse?

Ich wartete darauf, ich rechnete damit, daß er seinen Kurs ändern und auf uns niederstoßen würde, um seinen mörderischen Dreizack gegen uns einzusetzen. Wir irrten.

Der Hai flog vorbei!

Mit offenem Maul.

Ein monströser, fliegender Fisch, ein Untier, ein gewaltiges Etwas, das man als Höllenmutation bezeichnen konnte, flog durch die Luft, als hätte es uns, die Menschen, überhaupt nicht wahrgenommen.

Wie ein Komet stieß der graue Fischkörper in die Luft, erhellte mit den Flammen des Dreizacks den Himmel und zeichnete den Weg des Killertiers genau nach.

So weit und so lange, bis wir ihn aus den Augen verloren hatten.

Wir standen da und schwiegen. Tom Jones wischte über seine Augen, als wollte er einen Traum verscheuchen. Er murmelte etwas, das wir nicht verstanden, und auch ich zeigte mich geschockt.

Damit hätte keiner von uns gerechnet!

Ein fliegender Killerhai, angetrieben von Asmodis, dessen Höllenkräfte bei diesem Monstrum wie ein belebender Motor wirkten.

Tom räusperte sich und putzte seine Kehle mit einem Schluck Rum frei. Erst danach konnte er wieder sprechen. »Na?« krächzte er.

»Habe ich euch zuviel versprochen?«

Suko schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil, es war sogar noch zu wenig.«

Tom hob die Schultern. »Tut mir ehrlich leid, Männer, aber geflogen ist er wohl heute zum erstenmal.« Er lachte. »Ich glaube, es gibt Regen, wenn die Fische so tief fliegen.«

Ich hätte auch gern mitgelacht. Dazu aber fehlte mir in diesem Moment der Humor. Ich dachte über das Erlebte nach. Asmodis und ich waren Todfeinde. Ein jeder wußte, was er von dem anderen zu halten hatte. Am liebsten hätte der Teufel noch auf meiner Asche herumgetrampelt, und ich auf der seinen. Da taten wir uns also nichts. Andererseits kannte ich den Höllenherrscher so gut, um zu wissen, daß er nichts ohne Grund unternahm. Wenn er sich in das aufgerissene Maul eines übergroßen Hais stellte, geschah das nicht aus reinem Spaß. Wo lag das Motiv? Was hatte Satan vor?

Suko sprach in meinen Gedankengang hinein. »Wahrscheinlich denkst du das gleiche wie ich, oder?«

»Kann schon sein.«

»Wo kann er hingeflogen sein?«

Ich hob die Schultern.

Tom hatte die Frage ebenfalls gehört. »Tut mir leid, Männer, das kann ich euch auch nicht sagen. Eines weiß ich jetzt schon. Ich hasse dieses verdammte Biest und möchte es am liebsten vernichten. Wißt ihr eine Möglichkeit?«

»Nein.«

Suko hatte sich gedreht und zeigte in die Ferne. »Er ist in die Richtung geflogen. Nach Nordosten. Was liegt dort?«

»Viel Gegend.« Tom lachte.

»Und was sonst noch?«

»Eine Burgruine.«

Ich stutzte. »Die man zu einem Hotel umgebaut hat?«

»Nein, nein, zum Glück nicht. Die Ruine, von der ich spreche, ist leer und verfallen. Seit Jahrhunderten nichts als Trümmer. Da steht auch nichts unter Denkmalschutz. Niemand kümmerte sich um das graue Gemäuer.«

»Hat es einen Grund?«

»Ja.« Tom trat von einem Fuß auf den anderen. Er wirkte ein wenig nervös. »Es ist ja zerfallen, nicht?«

»Sonst noch einen?«

»Kaum.«

»Also doch«, widersprach ich.

»Ja, das ist eine Legende. Dort soll vor langen Jahren mal ein Rittergehaust haben, der ausgestoßen worden ist. Aus welchen Gründen auch immer. Vielleicht hat er eine Ehefrau entehrt, ich weiß da so genau nicht darüber Bescheid. Er war geistesgestört und hat seine eigene Burg einfach angezündet. So sagt man.«

»Dadurch ist sie zerfallen?« wunderte ich mich.

»Nein, nein, das nicht, aber die Zeit hat dafür gesorgt, wie ihr sicherlich wißt. Das kennt man ja. Eine verfallene Burg, um die sich Sagen und Legenden ranken.«

Ich legte meine Hand auf Toms Schulter. »Weshalb sagst du nicht die Wahrheit?«

»Das ist sie.«

Ich schaute ihn an, er mich. Tom wich meinem Blick nicht aus.

Wenn er gelogen hatte, war er ein guter Schauspieler, der mit keiner Regung zu erkennen gab, was er tatsächlich dachte.

Meine Hand rutschte wieder herab. »Nun gut«, sagte ich. »Wenn du meinst.«

»Das meine ich…«

»Jedenfalls«, so schlug Suko vor, »sollten wir uns die Trümmerburg mal näher anschauen. Oder bist du anderer Meinung?«

»Wenn sie das einzige Ziel in der Nähe ist, sollten wir uns tatsächlich auf den Weg machen.« Ich nickte Tom Jones zu. »Du bist doch hoffentlich auch dabei?«

»In dieser Nacht?«

»Je früher, desto besser. Du hast selbst erzählt, daß sich der Hai bisher nicht aus dem Wasser gewagt hat. Daß er es jetzt tat, muß einen Grund haben. Den möchte ich kennenlernen.«

Der Fischer versuchte es mit einem Einwand. »Der Teufel ist gefährlich.«

Suko winkte ab. »Das sind wir auch!«

»Aber gegen den Teufel…?« Der Fischer zog ein zweifelndes Gesicht.

Mir gefiel seine Haltung immer weniger. Dieser Typ verschwieg uns etwas. Eindringlich redete ich ihn an. »Tom«, sagte ich, »was ist los? Rede endlich! Du weißt mehr, als du zugeben wolltest. Mit dieser verfallenen Burg stimmt etwas nicht, das habe ich längst gemerkt. Welches Geheimnis rankt sich um die alte Ruine, und wer hat die Burg früher einmal bewohnt?«

»Ein Ritter!«

»Ich will seinen Namen wissen!«

»Ansgar of Osborne. So hieß der Mann. Mehr weiß ich auch nicht von ihm.«

»Wie weit ist es bis zur Burg?« fragte ich.

»Wir müssen eine halbe Stunde laufen.«

Ich schaute auf die Uhr. Mitternacht war längst vorbei. Von Asmodis und seinem Killerhai hatten wir nichts gesehen. Vielleicht würden wir ihn auf der Burg treffen.

»Liegt sie weit im Landesinneren?«

»Nein, wir können an der Küste bleiben. Die Trümmer stehen auf einem Felsen dicht am Wasser. Man kann das Meer von ihnen aus erreichen.«

»Und sie ist nicht bewohnt?« hakte ich noch einmal nach.

»Bis vor zwei Tagen war sie es nicht.«

»Und jetzt?«

Tom schaute zu Boden. Ich sah ihm an, wie unwohl er sich fühlte.

»Ich glaube, da sind ein paar Leute eingetroffen. Manchmal campen welche dort wild, wißt ihr.«

»Aha und wer?«

Der Fischer hob die Schultern. »Angesehen habe ich mir die Typen nicht. Aber ich hörte die typischen Geräusche irgendwelcher Motorräder. Vielleicht sind es Rocker…«

Ich preßte die Lippen zusammen, und fing Sukos nachdenklichen Blick auf. Der Teufel, ein Killerhai, vielleicht eine Horde Rocker.

Die Lage spitzte sich zu…

***

Von der Sonneneinstrahlung des Tages waren die Felsen noch warm. Sie hatten die Hitze gespeichert, gaben sie ab, und Brenda Cooper spürte die Wärme an ihrem Rücken.

Sie lag auf den Felsen und hatte noch die letzten Reste ihrer Kleidung abgelegt.

So wie Gott sie erschaffen hatte, gab sie jede Falte ihrer gutgewachsenen Figur dem Streicheln des Windes hin, und sie hatte das Gefühl, von mehr als 1000 Fingern angefaßt zu werden, die nichts ausließen und ihr Träume brachten, die in das Gebiet der Erotik zielten.

Es tat gut, sich seinen Körper so trocknen zu lassen, nachdem er zuvor von der Brandung umspült worden war. Endlich konnte sie das Leben einmal genießen. Kein knarrendes Leder, nicht das Singen der Reifen oder der Geruch von heißem Öl. Keinen Staub, den sie bitter auf der Zunge schmeckte, keine Hitze und auch nicht den Druck des Helms auf dem Kopf.

Es war eine andere Freiheit, die sie nackt erlebte und sich auf dem warmen Felsen vorkam wie eine Göttin, denn ihre langen, noch vom Seewasser feuchten Haare hatten sich auf dem warmen Gestein ausgebreitet, wo sie auch bald trocknen würden.

Es war eine gute Idee von Machine Gun Kelly gewesen, in diesen einsamen Landstrich zu fahren, wo man die Menschen auf zehn Quadratmeilen noch an den Fingern abzählen konnte. Hier würden sie einige Tage genießen und sich vorkommen wie im Paradies, auch wenn die Burg längst nicht mehr den Schutz wie früher bot.

Brenda Cooper, die Rockerbraut, schloß die Augen. Wenn sie es sonst in ihrer Bude tat, die in einem Hinterhof von Southwark lag, hörte sie das Geschrei der Kinder oder das Keifen der alten Weiber, nur manchmal übertönt von harter, wilder Rockmusik, ohne die das Leben in den Londoner Slums unerträglich gewesen wäre.

Hier aber war alles anders.

Da rauschte das Meer und schleuderte seine Wellen gegen die Felsen,

wo die lange Dünung in haushohe Gischtstreifen verwandelt wurde, deren Ausläufer sie erreichte, wenn der Wind einmal von einer anderen Seite kam und den Sprüh über die Felsen wehte.

Ihr machte es plötzlich Spaß, so zu leben. Sie hätte nie damit gerechnet. Ausgerechnet sie, Brenda Cooper, ein Kind der Großstadt, die es gelernt hatte, sich durch- und einzusetzen. Von Jugend an hatte ihre Mutter ihr beigebracht, die Attribute auszunützen, die ihr von der Natur mitgegeben worden waren.

Das bedeutete bei ihr nur eines: Sex!

Brenda hatte das Glück, gut auszusehen. Jeder Fotograf hätte sich wegen ihr die Linse ausgerenkt. Aber wer verirrte sich schon in diese Gegend?

Die Schule hatte Brenda beendet, aber keinen Job bekommen, höchstens mal ein paar Aushilfswochen in einem großen Lebensmittellager, wo der Chef ihr gewisse Erfahrungen beigebracht hatte, die sie später vervollkommnete. Da war sie bereits mit Machine Gun Kelly beisammen, und der hatte das Lager ausräumen lassen.

Machine Gun Kelly!

Das war ein Bursche, ein Macho, wie es heute so schön heißt. Eine Mischung zwischen James Bond und Sylvester Stallone. Ein Typ, der wußte, was er wollte, der sich nicht hatte unterkriegen lassen und Boß über ein großes Viertel geworden war.

Dort herrschte er mit seiner Bande und Brenda an seiner Seite, die das, für ihre Verhältnisse, Leben einer Königin führte. Nichts ließen die beiden anbrennen, alles nahmen sie mit, lebten nur, wie es ihnen gefiel und scherten sich einen Teufel um die Gesetze.

Natürlich war Machine Gun Kelly, der zu seinem Namen gekommen war, weil er so für einen amerikanischen Killer aus den Tagen des Al Capone schwärmte, auch erwischt worden, aber nie reichten die Beweise aus, um ihn länger einzulochen.

Auch Brenda hatte bereits Zellen von innen gesehen. In gewisser Hinsicht glich sie ihrem Freund. Sie war ebenso zäh wie eine Katze und auch verdammt hart.

Dann hatte Machine Gun Kelly den Vorschlag gemacht, ans Meer zu fahren. Urplötzlich. Einmal den ganzen Dreck der Slums hinter sich zu lassen, frische Luft tanken und fort aus dem überhitzten London, in dem bei diesem schwülen Wetter die Emotionen überkochten.

Es gefiel ihr.

Der Strand war zwar nicht mit dem in Spanien oder Italien zu vergleichen, aber allein die Ruhe und das Klima besaß seine Reize.

Hier ließ es sich aushalten.

Brenda Cooper war darauf trainiert, Geräusche zu hören und praktisch nur mit einem geschlossenen Auge zu schlafen. Trotz des Meeresrauschens vernahm sie die Schritte, die sich ihr näherten. Sie

hob den Kopf ein wenig und sah den Schatten einer Gestalt, wie er auf sie zukam und einen Schritt von ihr entfernt stehenblieb.

Es war Machine Gun Kelly!

Wie ein Denkmal hatte er sich aufgebaut. Die Arme in die Seiten gestemmt, ein Grinsen auf dem Gesicht und die Augen leicht verengt. Der Macho trug eine kurze Lederhose und hatte über seinen nackten Oberkörper eine Weste gestreift. Seine Arme zeigten Tätowierungen, und das braune Haar wuchs in einer großen Fülle auf seinem Kopf. Vorn war es kurz geschnitten, im Nacken länger, wobei es die Ohren genau nachzeichnete.

Die Lederhose glänzte in einem hellen Gelb, die Weste war schwarz. Um seinen Hals hatte er eine Kette aus Tigerzähnen gehängt. Auf den Lippen lag ein kaltes Grinsen, der Blick seiner funkelnden Augen streifte über den nackten Körper des Mädchens.

Brenda streckte ihm die Arme entgegen. »Willst du nicht zu mir kommen? Es ist irre.«

Er hob die Schultern. Lässig machte er das, wie aus dem Kino gelernt. »Weshalb, es wäre dir zu hart.«

Brenda war überrascht. »Seit wann nimmst du auf mich Rücksicht. Das hast du noch nie getan.«

»Wir sind auch nicht in London.«

»Stimmt. Und allein.«

Sie ließ sich wieder zurückfallen, weil ein erneuter Windstoß heranfuhr und über ihren nackten Körper glitt. Er streichelte auch die Haare, hob sie an, ließ sie wehen, und Brenda kam sich vor, als würde sie von einer Bö weggetragen.

Weit weg, hinaus aufs Meer, die salzige Feuchtigkeit auf den Lippen. Ein herrliches Gefühl, das sie erlebte, ohne sich, wie so oft in London, einen Joint durch die Lunge gezogen zu haben.

Das hier war eine andere Welt, in die sie hineintauchen und sich gefangennehmen lassen wollte, ohne jemals wieder freizukommen.

Sie spürte die Erregung ihres Blutes, das harte Brennen an den besonders empfindlichen Stellen, und sie dachte nicht daran, daß sie keinen Fetzen Stoff am Leibe trug. Nur eben dieses herrliche Gefühl, das sie noch stärker überfallen hatte, seit der Mann neben ihr stand.

Es fiel Brenda schwer, die Augen zu öffnen. Sie hatte Kelly gesagt, was sie wollte, zwar nicht mit so obszönen Worten, wie sie es sonst gewohnt war, aber auch er wollte mit ihr schlafen, das hatte sie seinem Blick entnommen. Zudem hätte er längst nahe bei ihr sein müssen, aber er kam nicht. Machine Gun Kelly blieb, wo er war.

Brenda ärgerte sich. Sie wollte es, jede Faser ihres Körpers sehnte sich danach. Weshalb kam er nicht?

Das Mädchen öffnete die Augen.

Zuerst sah sie ihren Freund nicht. Sie mußte schon den Kopf nach

rechts drehen, um ihn überhaupt zu erkennen. Er stand dort lässig an einen Felsen gelehnt und schaute nicht sie an, sondern mit einem ihr irgendwie starr vorkommenden Blick aufs Meer.

»He«, beschwerte sich Brenda.

Machine Gun Kelly gab keine Antwort. Er drehte nicht einmal den Kopf. Der Blick blieb stur geradeaus gerichtet.

»Willst du mich nicht mehr?« Brenda richtete sich auf. Der warme Stein befand sich nicht mehr unter ihrem Rücken. Jetzt spürte sie den Wind wie einen kalten Streifen auf ihrer nackten Rückenhaut und schauerte zusammen.

Die Stimmung war hin, auch ihre. Sie brauchte nicht zu fragen, als Frau fühlte sie das. Ihr Körper entspannte sich. Sie spürte wieder den harten Stein, auf dem sie saß, beugte sich zur Seite und hob die Kleidungsstücke auf, die sie zuvor abgelegt hatte.

Einen hauchdünnen Slip, eine lässige weiße Bluse mit schmalem Ausschnitt, die fast wie eine Jacke geschnitten war und bis über die kurzen Beine der knallroten Boxer-Hose fiel, in die sie ebenfalls gestiegen war. In die Turnschuhe glitten ihre Füße wie von selbst.

Machine Gun Kelly hatte überhaupt nicht bemerkt, was mit seiner Freundin geschehen war. Das wurmte sie. Er hatte den Zauber der Stunde brutal zerbrochen.

Typisch Mann…

Mit einer wütenden Geste schleuderte sie die blonden Haare zurück und stieß ihm ihre kleine Faust in den Rücken, so daß er zusammenzuckte. »He, du Penner, hier bin ich.«

»Klar.«

»Wolltest du nicht bumsen, Mensch?«

Er winkte ab, ohne sie anzuschauen. »Später, Süße.«

»Ach.« Brenda verzog das Gesicht, weil sie sich verschaukelt fühlte. »Und was ist für dich interessanter als ich?«

»Das Meer!« lautete seine trockene Antwort.

Sie lachte dagegen an. »Seit wann bist du ein Freund der See?«

»Ob Freund oder nicht. Es gibt Dinge, die gehören kaum aufs Meer. Komm her, Süße, was siehst du da in der Ferne?«

Brenda Cooper verzog das Gesicht. Sie wollte Kelly den Gefallen tun und schaukelte auf ihn zu. Ihre Füße schleiften dabei über den Boden. Sie gab sich völlig desinteressiert.

Machine Gun Kelly faßte sie an. Sein Griff um ihren Arm war zwingend. »Da, schau nach vorn, da kannst du es sehen!«

Auch Brenda blickte über das Meer. Trotz der Dunkelheit sah sie in der Ferne den Schatten aus dem Wasser ragen. Ein graues, dunkles Gebilde, das in seinem Innern rot und flackernd leuchtete.

So etwas hatten die beiden noch nie gesehen, sprachen nicht darüber, starrten weiterhin auf die Stelle und zuckten beide zusammen, als das

graue Etwas mit dem Feuermaul raketenartig in die Luft stieg.

Sie sprachen nicht. Sie schauten nur, suchten jeder für sich nach Erklärungen, ohne welche auszusprechen. Wie gebannt verfolgten sie den Kurs der »Rakete«.

»Ist da eine Abschußbasis?« hauchte Brenda.

»Unsinn.«

»Was dann?« Machine Gun Kelly drehte sich, ließ keine Sekunde das unbekannte Objekt aus den Augen.

»Sag doch was!« forderte das Mädchen, dem dieser Vorgang unter die Haut fuhr, denn es waren keine Geräusche zu hören. Raketen heulten, sie jaulten heran. Hier jagte der Gegenstand beinahe lautlos durch die Luft, drehte sich und bewegte sich dem Ufer zu.

»Weißt du, was das ist?« fragte der Rocker bloß.

»Ja, eine Ra…«

»Von wegen, Rakete. Das ist ein Hai!«

Ein Hai! Die beiden letzten Worte echoten in Brendas Schädel. Sie wollte lachen, aber sie konnte es nicht. Irgend etwas in ihrem Hals hatte sich nach der Antwort verstopft.

»Seit wann fliegen Haie?« fragte sie.

»Weiß ich auch nicht.«

Kelly streckte seinen Arm in die Höhe und reckte den Finger vor. »Da, verfolge mal den Flug. Sieh dir das Ding haargenau an. Das ist ein Hai. Der hat sein Maul aufgerissen. Du siehst die beiden spitzen Zahnreihen.«

»Und wer steht darin?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen!«

Brenda hatte ihren Freund selten so fassungslos gesehen. Er war völlig aus seinem Rhythmus gekommen und schien ein anderer geworden zu sein. Mit offenem Mund atmete er und schaute dem Hai hinterher.

»Da steht jemand im Maul!«

Brenda hatte geflüstert, sie bekam abermals keine Antwort, und beide duckten sich, als der fliegende Riesenfisch sich noch einmal drehte und genau ihre Richtung einschlug. Er jagte über sie hinweg. Für einen Moment hatten sie direkt in das weit aufgerissene Maul schauen können. Dort stand der Unheimliche, eingehüllt in ein rotes Trikot, das auch sein schwarzes Gesicht umhüllte. In der rechten Hand hielt er einen Speer oder einen Dreizack, dessen Spitzen aus Flammen bestanden.

Sie blickten ihm nach.

Er wurde von der Dunkelheit verschluckt, als hätte es ihn nie gegeben, und die beiden wischten sich über die Augen, schauten sich an, schüttelten die Köpfe und waren nicht in der Lage, sich gegenseitig Erklärungen zu geben.

»Das kann doch nicht sein«, meinte Brenda.
»Doch.«
»Und jetzt?«
Machine Gun Kelly, der in seinem Londoner Bezirk stets die große Klappe führte, bekam weiche Knie. »Weißt du was, Süße?«
»Nein.«
»Der ist genau dorthin geflogen, wo wir es uns gemütlich gemacht haben.«
Brenda trat einen Schritt zurück. Die restliche Farbe wich auch noch aus ihrem Gesicht. »Zur Burg?«
»Ja.«
»Was will er denn da?«
»Vielleicht unsere Maschinen.«
»Red kein Blech.« Sie biß auf ihre Unterlippe. »Auf jeden Fall müssen wir hin.« Sie trat nahe an Kelly heran und legte ihre Hände auf seine Schultern. »Das meinst du doch bestimmt auch, oder?«
»Klar. Und was machen wir dann?«
»Weiß ich doch nicht.«
»Aber ich. Wir werden zur Ruine laufen, uns auf die Maschinen setzen und verschwinden.«
Zuerst wollte Brenda widersprechen. Sie schaute jedoch in das Gesichtihres Freundes und nickte. »Ja, laß uns von hier verschwinden. Das wird besser sein…«
Es war keine mondhelle Nacht, dafür glitten einfach zu viele Wolkenbänke über den Himmel, aber es war eine Nacht, in der sie trotz allem etwas erkennen konnten.
Die beiden hatten nicht weit zu laufen. Was die Strecke etwas mühsam machte, war der steile Pfad, der durch steiniges Gelände führte, felsigen Boden nachzeichnete und wie eine Schlangenlinie durch das starre, hochwachsende Gras führte.
Sie hatten beide schwer zu kämpfen.
Hin und wieder blieben sie stehen, um Luft zu holen. Vor allen Dingen Brenda, die eine selten gekannte Mattheit in ihren Gliedern spürte.
Kelly trieb sie immer wieder hoch. »Komm schon, Baby, wir haben es eilig.«
»Weshalb eigentlich?«
»Das kannst du dir doch denken.«
»Ja, ja…« Sie nahm seine ausgestreckte Hand, ließ sich in die Höhe ziehen und weiter über den Weg schleifen, der irgendwann die Höhe erreicht hatte, so daß sie nun besser und bequemer laufen konnten.
Sie blieben stehen. Beide atmeten schwer vom schnellen Laufen, schauten nach vorn und sahen die Trümmer der Burg, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Sie standen da, staunten, schauten und erkannten auch die roten Flammen, die, gemischt mit schwarzem, fettigem Rauch, in die Höhe zuckten und wie lange Finger wirkten.

»Da… da brennt etwas«, keuchte Brenda.

»Klar. Weißt du was?«

»Nein, verdammt.«

»Das sind unsere Maschinen.« Nach dieser Antwort war Brenda für einen Moment stumm. Dann wollte sie lachen. Das Geräusch aus ihrem Mund erinnerte an ein Krächzen, und sie spürte, wie allmählich die Angst über ihren Rücken kroch und sich zu einer Gänsehaut verdichtete.

»Ist das ein Witz?«

»Leider nicht. Und nicht mal ein schlechter.« Brenda war noch immer nicht überzeugt. »Woher willst du denn wissen, daß es die Maschinen waren, die da gebrannt haben oder noch brennen.«

»Das erkenne ich am Rauch.«

»Wieso?«

»Hinzu kommt der Gestank. Schon oft habe ich das erleben müssen. Eine Scheiße ist das, eine verfluchte…« Der Rockerboß schüttelte den Kopf und ballte beide Hände.

»Was willst du denn jetzt tun?« fragte Brenda Cooper.

»Hingehen.«

»Und dann?«

»Werde ich mir die Sache mal aus der Nähe ansehen. Du kommst natürlich mit.«

Brenda nickte, obwohl sie am liebsten in einer sicheren Entfernung stehengeblieben wäre. Aber man stellte sich nicht gegen den Willen eines Machine Gun Kelly. Es sei denn, man war lebensmüde.

Der Griff des Rockers um das Handgelenk seiner Freundin war hart und fordernd, als er sie weiterzog. Er schaute starr nach vorn.

In seinem Gesicht regte sich nichts. Der Mund bildete einen Strich, die Augen hatte er verengt, und auf seinen Lippen lag ein hartes Grinsen. Wer immer sich an den Maschinen vergriffen hatte, er würde es dem oder denen schon zeigen, darauf konnten sie sich verlassen.

Es war nicht mehr weit. Die brennenden Feuerstühle erzeugten einen Flammenschein, dessen Ausläufer über die noch stehenden hohen Mauern der Burg glitten und auch den Innenhof mit einem gespenstischen Licht umhüllten. So sahen die Ruinen aus, als würden sie nicht mehr normal in die Luft ragen, sondern anfangen zu tanzen und sich bewegen nach dem Takt eines unsichtbaren Dirigenten.

»Ob das der Hai war?« fragte das Mädchen.

»Kann schon sein. Zumindest derjenige, der in seinem komischen Maul gestanden hat.«

»Ja, ja…«

Sie gingen weiter. Sehr vorsichtig, als hätten sie Angst, etwas Schreckliches zu erleben. Beiden war nicht wohl zumute, und sie blieben plötzlich stehen, als sie den Rand des tanzenden Feuerscheins erreicht hatten, denn sie sahen nun, daß sich die Maschinen tatsächlich in Brand befanden und von ihnen nichts mehr zu retten war.

Vielleicht war das Benzin schon explodiert oder verpufft, das spielte keine Rolle mehr. Tatsache war und nur die zählte, daß beide Feuerstühle nicht mehr benutzt werden konnten.

Es war aus, vorbei…

Sie schauten sich an.

Ein jeder sah die starren Züge im Gesicht des anderen. Das Heben der Schultern, ein Zeichen der Verzweiflung, der Hilflosigkeit, und sie ballten vor ohnmächtiger Wut die Hände.

»Das zahle ich ihnen zurück!« flüsterte der Rockerchef. »Das zahle ich ihnen, verdammt noch mal, zurück. Die mache ich fertig.«

»Wen machst du fertig?« fragte Brenda.

»Wie?« Er hatte überhaupt nicht zugehört.

»Wen du fertigmachen willst?«

Kelly schluckte. Sein Adamsapfel tanzte dabei. Er schaute mit brennenden Augen in die allmählich zusammensinkenden Flammen. »Der das getan hat.«

»Weißt du das denn?«

Über Kellys Gesicht huschte ein rotschwarzes Schattenmuster. »Ja, das weiß ich.«

»Und wer war es?«

»Der Typ im Maul des Hais!«

Brenda hatte lachen wollen. Sie unterließ es. Zudem hatte sich ihr Freund ruckartig in Bewegung gesetzt. Danach wurden seine Schritte steif. Er schaute die beiden Maschinen nicht an, sondern ging an ihnen vorbei tiefer in den Innenhof der ehemaligen Burg.

Brenda bekam Angst um ihren Freund. Er war in London immer so souverän gewesen, wußte jedesmal einen Ausweg, ließ sich niemals kleinkriegen, aber hier hatte das Mädchen das Gefühl, als hätte er sich echt übernommen. Das packte er nicht. Die Probleme waren andere, er mußte zurückstecken, hier würde niemand vor seinen Fäusten zittern, denn was sie in der letzten Viertelstunde erlebt hatten, war kaum erklärbar.

Sie sah seinen Schatten. Die Geste, mit der das Mädchen die Hand ausstreckte, dokumentierte ihre Hilflosigkeit. Der Mund stand offen, die Augen waren zwei dunkle Kreise, und die Furcht saß in Brendas Nacken.

Machine Gun Kelly verschwand aus dem Lichtkreis des Feuers.

Nicht einmal dessen Ränder erwischten ihn noch. Er war

verschwunden, eingetaucht in die Düsternis zwischen den Ruinen.

Zurück ließ er Brenda, die vor Furcht fast verging. Sie rührte sich auch nicht, jede Bewegung fiel ihr schwer. Ihre Sinne waren gespannt wie selten. Sie tastete mit ihnen die Umgebung ab, und sie wurde das Gefühl nicht los, daß noch etwas anderes in der Nähe lauerte. Etwas, das mit ihr direkt nichts zu tun, sondern von der Burg Besitz ergriffen hatte.

Eine genaue Antwort hätte sie nicht geben können, denn da stand etwas wie eine Wand zwischen ihr und den düsteren Mauern. Linkerhand sanken die restlichen Flammen allmählich zusammen. Es wurde wieder dunkler. Und noch immer konzentrierte sie sich auf das fremdartige Flair in dieser unheimlich wirkenden Umgebung, die sie eingepackt hielt und ihr keine Chance mehr ließ.

Der bohrende Druck stellte sich in ihrem Magen ein. Sie wäre ihrem Freund gern nachgelaufen, allein, es war ihr nicht möglich, sich von der Stelle zu lösen. Zudem kamen ihr die Mauern plötzlich unheimlich vor, wie Gegenstände, die nur für einige Stunden erstarrt waren, um irgendwann zu erwachen und über sie herzufallen.

Längst hatte die Düsternis zwischen den Ruinen ihren Freund verschluckt. Seine Schritte hörte sie nicht mehr, und sie zuckte erschreckt zusammen, als sie den Ruf vernahm.

Er schallte ihr entgegen, wetterte noch als Echo zwischen den Mauern, wobei aus einem Wort ein langgezogenes Heulen wurde.

»Brenda…«

Kelly hatte sie gerufen. Er mußte sich in Schwierigkeiten befinden. Seine Stimme klang so anders, als hätte er eine furchtbare Entdeckung gemacht. Sollte sie ihm helfen? Konnte sie das überhaupt?

»Brenda! Komm her zu mir!«

Der letzte Ruf klang wie ein Befehl, und er gab dem Mädchen auch einen gewissen Schwung, der unbedingt nötig war, um sich von seinem Platz zu lösen.

Sie ging vor.

Zuerst langsam, dann schneller. Rennen konnte sie nicht, dazu war das Gelände einfach zu uneben. Die Steine sahen manchmal aus wie erstarrte Fußbälle. Sie bildeten Stolperfallen, so daß sie die Hindernisse jedesmal umgehen mußte, wenn sie weiterwollte.

Durch die Lücke zwischen zwei Mauern lief sie. Dabei hatte sie das Gefühl, in einen Tunnel zu gelangen, der über ihr zusammenschlug. Wo sie nach wenigen Schritten hingelangte, mußte damals das Haupthaus gestanden haben.

Zurückgeblieben waren nur mehr Fragmente, die sich jahrein jahraus den Stürmen entgegenstemmten und manchmal aussahen wie stumme Ungeheuer oder Boten von einem anderen Planeten.

Zwischen ihnen nistete die Dunkelheit. Das hohe Gras wuchs dem

Mädchen manchmal bis zu den Knien. Es verdeckte auch die Löcher im Boden, die kleinen Erhebungen und die festgetretenen oder unter der Vegetation verborgenen Steine, weshalb Brenda manchmal nach vorn stolperte und sich nur mühsam fangen konnte.

Sie kam sich vor wie eine Gefangene innerhalb eines Labyrinths und spürte wieder die Wellen der Furcht, die sie erfaßt hielten.

Brenda war sich sicher, daß zwischen diesen Fragmenten nicht alles mit rechten Dingen zuging, aber sie fand keine Beweise.

Statt dessen hörte sie die Stimme des Mannes aus irgendeinem Winkel in der Finsternis. »Komm her!«

Sie blieb stehen. Von rechts war die Stimme geklungen, und sie hatte einen hohlen Klang besessen. Vorsichtig ging sie weiter. Es war nicht stockfinster. Brenda sah die Schatten der Felsen, nur fürchtete sie sich davor, zwischen sie zu tauchen, bis sie an ihrer rechten Seite die Lücke entdeckte. Dort befand sich der Durchgang.

Und das Licht!

Für einen Moment war sie geblendet worden. Sie traute sich erst Sekunden später weiterzugehen, weil sie auch die Gestalt ihres Freundes entdeckt hatte.

Er stand neben dem Feuer, der Widerschein umschmeichelte seinen Körper, ließ die Konturen entweder scharf hervortreten oder zerfließen, aber – und das war genau zu erkennen –, er selbst hatte nicht für die Flammen gesorgt. Die stammten von einem anderen Gegenstand.

»Los, komm!« der Rocker drängte sie.

Brenda Cooper bewegte sich langsam in seine Richtung. Er hatte sich etwas gedreht, so daß er ihr sein Profil zuwandte und sie endlich erkennen konnte, wer sich für das Feuer verantwortlich zeigte.

Es war ein im Boden steckender, brennender Dreizack!

Brenda Cooper verstand überhaupt nichts mehr. Sie konnte sich nur wundern, wußte nicht, wen sie zuerst anschauen sollte, den flammenden Dreizack oder ihren Freund.

»Komm näher!« Kellys Stimme klang gepreßt.

Brenda setzte sich in Bewegung. Schweiß spürte sie überall auf der Haut. Sie fühlte sich unwohl, und es war auch das Gefühl der Angst, das sie so beherrschte. Unter ihren Sohlen knirschten kleinere Steine. Die Augen waren so weit geöffnet, daß der Widerschein des Feuers über die Pupillen tanzte.

Neben Kelly hielt Brenda an.

»Was ist das?« hauchte sie.

»Der Dreizack.«

»Welcher?«

»Den der Kerl im Maul des Hais in der Hand gehalten hat.«

»Und wo ist der Fisch?«

Kelly lachte scharf. »Weiß ich doch nicht.«
Brenda war zu geschockt, um eine Antwort zu geben, aber sie interessierte sich für den brennenden Dreizack. Eigentlich hätte er in der weichen Erde stecken müssen, um Halt zu bekommen. Das war nicht der Fall. Jemand mußte ihn mit einer solchen Wucht geschleudert haben, daß sich die Waffe in eine alte Felsplatte gebohrt hatte.
Dort steckte sie.
Sie zitterte nicht, sie wankte nicht, sie stand nur da, ohne sich zu rühren. Sie erinnerte das Mädchen aus London an ein Zeichen, das bewußt gesetzt worden war.
Aber für wen? »Was ist das für eine Platte?« hauchte sie.
Kelly hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir haben sie vorher nicht gesehen.«
»Sieht aus wie ein Einstieg.«
»Und wohin?« Brenda antwortete mit einer so dumpfen Stimme, daß selbst Machine Gun Kelly ein Schauer über den Rücken rann.
»Vielleicht zu einem Grab in der Tiefe…«
Er schwieg. Auch Brenda sagte nichts. Beide starrten auf den flammenden Dreizack, dessen drei Spitzen oder Arme fest im Gestein der Platte verankert waren. Auch die Flammen blieben nicht ruhig. Sie hatten sich auf der Platte ausgebreitet, als wollten sie durch ihr Zucken die Richtung des Windes angeben.
Aus welch einem Material der Stab geschaffen worden war, erkannten beide nicht deutlich. Es mußte Metall sein, jedenfalls besaß er diesenblauschwarzen Farbton, der darauf hindeutete.
»Soll ich ihn rausziehen?« fragte Brenda.
»Hüte dich. Nicht berühren!«
Sie nickte und sagte das, was ihr aufgefallen war. »Weißt du, ich spüre nichts.«
»Wie meinst du das?«
»Keine Wärme, Kelly. Das verdammte Feuer strahlt keine Wärme aus. Das ist doch nicht normal.«
Der Rocker nickte. »Du hast recht, normal ist das nicht.«
»Laß uns von hier verschwinden!« bat Brenda plötzlich, und sie folgte damit einem Impuls. »Bitte, ich will nicht mehr bleiben! Dieser Ort ist mir unheimlich. Erst verbrennen unsere Maschinen, wir erleben dabei keine Explosionen. Und jetzt das Feuer ohne Hitze. Kelly, du kannst sagen, was du willst. Das ist Teufelsspuk! Ich habe ja immer darüber gelacht, aber jetzt glaube ich daran. Vielleicht war die Gestalt im Rachen des Fisches sogar der Teufel. Überlege mal, der…«
»Hör auf!«
Brenda schloß den Mund. Wenn Kelly in diesem Tonfall sprach, war es tatsächlich besser, nichts mehr zu sagen. Er hatte sich entschlossen,

etwas zu unternehmen. Auf dem Fleck blieb er nicht mehr stehen, sondern schlich auf Zehenspitzen um die Luke herum.

»Suchst du etwas?« fragte Brenda.

Er gab nicht sofort eine Antwort. Das dumpfe Schweigen hüllte sie ein. Brenda wurde das Gefühl nicht los, als hätte sich hier in diesem kleinen Bereich die Welt verändert. Sie war eine andere geworden, eine, die nicht in die normale Zeit hineinpaßte und ihr vorkam wie eine, die erst Atem holen mußte, um zuzuschlagen.

Als sich die beiden gegenüberstanden, stoppte Kelly seinen Lauf und schaute Brenda an. »Da hat sich etwas bewegt.«

Sie zuckte zusammen. »Wo?« Fieber klang aus ihrer Frage.

»Dort unten.«

Brendas Blick folgte dem ausgestreckten Finger des Mannes. Die Spitze deutete haargenau auf die Mitte der Platte, und endlich entdeckte auch Brenda sie.

Die Platte hob sich.

Sie mußte mit der Erde verwachsen sein, bewegte sich innerhalb des Lukenrands, so daß die kleineren Steine knirschten, die sich zwischen ihr und dem Rand befanden.

Danach hob sie ab.

Der steinerne Deckel stemmte sich schräg in die Höhe, und zwar an der Seite, wo das Mädchen stand, so daß es durch die schräge Öffnung in die düstere Tiefe schauen konnte.

Noch sah sie nichts. Nur eine drückende Dunkelheit, und sie hörte auch ein fernes Rauschen, das aus der Tiefe an die Oberfläche drang.

Durch hastiges Winken machte sie ihrem Freund klar, zu ihr zu kommen. Kelly ließ sich auch nicht lange bitten. Er lief um die Platte herum, stand neben ihr und schaute ebenfalls in die Tiefe.

»Was kann das sein?«

Der Rocker schüttelte den Kopf. Er wußte es nicht, er hörte nur das Rauschen, es mußte vom Wasser stammen, und er dachte daran, daß es vielleicht ein Schacht war, der durch die Felswand bis zum Meer hin führte. »Ich schaue mal nach«, sagte er.

»Nein, nein!« Brenda war nervös. Sie hielt ihren Freund an der Schulter fest. »Du machst dich unglücklich…«

»Warte es ab.«

Er ging in die Knie. Leider war die Taschenlampe zusammen mit den Maschinen verschmort oder verbrannt, sie mußten sich schon auf ihre Augen verlassen, die in der Finsternis nichts erkennen konnten.

Bis auf den Schatten.

Das Mädchen sah ihn nicht, bekam aber von Kelly eine Erklärung, ohne daß er sich umdrehte. »Da kommt jemand!« hauchte er.

»Wer denn?«

»Ich kann ihn nicht erkennen. Ich…« Mit einem Satz sprang er

plötzlich zurück und hätte Brenda fast noch zu Boden gestoßen, als er gegen sie prallte.

Die Platte kippte auch. Bevor sie den Boden berühren konnte, löste sich der flammende Dreizack, der wieder einmal raketenähnlich in die Luft stieg und innerhalb des düsteren Himmels verschwand.

Die beiden nahmen es nur mehr am Rande wahr, der andere Vorgang war viel interessanter und auch unheimlicher.

Aus dem Schacht stieg eine Gestalt!

Ein furchtbares Wesen. Trotz der Düsternis zu erkennen. Bleich im Gesicht, aufgedunsen, grünlich und auch bläulich schimmernd, dabei mit einer Rüstung bekleidet, zu der kein Helm gehörte, so daß der Kopf aus der verrosteten Öffnung des Metallpanzers schaute.

Brenda faßte nach ihrem Freund. »Wer… wer ist das?« fragte sie stotternd.

»Ich weiß es nicht.«

»Der ist doch tot, nicht?«

Sie bekam keine Antwort, denn der wie ein Ritter gekleidete Mann legte beide Hände auf den Rand und schob sich völlig aus der Luke. Vor den beiden blieb er stehen.

Es war Zufall, daß ein Windstoß die Wolken zur Seite fegte, den Mond freigab, so daß dieser sein Licht nach unten und fast genau auf die Ruine senden konnte.

Totenlicht erfüllte die Umgebung. Der Schauer des Unheimlichen verstärkte sich dadurch, die beiden aus London wurden ebenfalls getroffen und auch die Gestalt aus der Tiefe.

Sie bewegte sich.

Es war nur eine kurze Drehung nach links. Die alte Rüstung knarrte dabei wie die verrosteten Angeln einer Tür. Die Gestalt hob beide Arme und deckte für einen Moment ihr totenbleiches Gesicht ab. Mit Schwung schleuderte sie die Arme vor, traf das Mädchen und auch den Rocker, so daß sie den Weg freimachten.

Dann ging der andere.

Er schritt zwischen den Ruinenmauern einher, als hätte er nichts anderes getan. Er kannte sich aus, fand seinen Weg zielsicher und war den Blicken der Wartenden sehr schnell entschwunden.

Reden konnten sie nicht. Der unheimliche Vorgang hatte ihnen die Sprache verschlagen.

Sie schauten sich an, hoben die Schultern und fragten mit Blicken und Gesten, was hier vorgefallen war.

»War das ein Toter?« Erst eine Weile später durchbrach die kratzige Stimme des Oberrockers die Stille.

»Können Tote gehen?«

»Ein Zombie kann das.«

»Die gibt es doch nur im Kino«, widersprach Brenda.

Machine Gun Kelly nickte eifrig. »Das habe ich bis vor zwei Minuten auch gedacht. Jetzt nicht mehr.«

Brenda hatte verstanden. »Willst du damit andeuten, daß wir es hier mit einem Zombie zu tun hatten?«

»Ja.«

»Und wo ist der hergekommen?«

Kelly deutete in den Schacht. Er sah das zweifelnde Gesicht seiner »Braut« und trat bis dicht an den Rand, wo er sich vorbeugte und in die Tiefe blickte. »Ich sehe nichts, aber ich höre es. Das ist Wasser, das da unten rauscht.«

»Vielleicht das Meer.«

»Möglich.«

»Dann muß er ja im Meer gelegen haben…«

»Auch das.«

Brenda schüttelte sich nach dieser Antwort, denn sie konnte nichts begreifen. Durch das Erscheinen dieser Gestalt war ihr Weltbild völlig ins Wanken geraten. Da stimmte einiges nicht. Tote, die lebten, Lebende, die tot waren. Wo gab es das schon?

Der Rocker nickte. »Alles, was du gerade denkst, ist wohl richtig«, erklärte er.

»Dann laß uns gehen.« Brenda hob die Arme und legte sie schützend vor die Brust. »Ich habe eine schreckliche Angst. Die Gegend ist mir nicht geheuer. Da passiert bestimmt noch was.«

Machine Gun Kelly, der sich selbst als einen Typen bezeichnete, der dem Teufel ins Gesicht spuckte, stimmte seltsamerweise sofort zu. »Ja, ich will auch weg.«

Brenda lachte. »Und das zu Fuß.«

Er gab keine Antwort, trat einen Schritt zurück, drehte sich um – und blieb wie angewurzelt stehen.

Sein Blick war genau auf die Gestalt gefallen, die schon im Maul des Hais gestanden hatte.

Es war der Teufel.

Seinen flammenden Dreizack trug er diesmal nicht, doch auch ohne ihn sah er furchtbar genug aus. Eingewickelt in das blutrote Trikot, mit einem verbrannten Gesicht, den furchtbaren Augen, dem verzogenen Mund, der aussah wie eine rechteckige Öffnung, der kalten, unheimlichen Aura, die ihn umgab, strömte er einen Schrecken aus, den die beiden jungen Leute aus London körperlich spürten.

Auch ein Macho wie der Rocker war von diesem Anblick geschockt. Er kippte zwar nicht gerade aus den Pantinen, aber aufrecht konnte er sich kaum halten, als er dieses Geschöpf sah, dem er zuvor noch nie in seinem Leben begegnet war.

Angst hatte Kelly in den letzten Jahren nicht gekannt. Nur in seiner Kindheit war das Gefühl in ihm hochgekommen, nun aber verspürte er

es abermals.

Es war diese schleichende Furcht, die in ihm hochglitt und sich wie ein Ring um sein Herz legte. Er wußte, daß er gegen den anderen nicht ankommen würde, und überraschenderweise fand Brenda Cooper als erste die Sprache zurück.

Sie redete mehr zu sich selbst, aber auch der andere verstand die geflüsterten Worte. »Der sieht aus wie der Teufel.« Sie legte eine Pause ein, um Luft zu holen. »Ja, so hat man uns früher immer den Teufel beschrieben, Kelly…«

»Ich bin der Teufel!«

Die Gestalt hatte die Antwort in einem dumpfen Tonfall gegeben, und die Worte schwangen den beiden wie Echos entgegen. Er brauchte den Satz nicht zu wiederholen, sie glaubten ihm, daß er der Teufel war. Kein anderer sah so scheußlich aus, verbreitete eine so schlimme Aura und kaum jemand wäre auf den Gedanken gekommen, sich in dieser Art und Weise zu verkleiden.

Das mußte der Höllenherrscher sein!

Es gab keine andere Möglichkeit. Er war dem ewigen Feuer entstiegen, auf die Erde gekommen, um den zu erwecken, der in einer schaurigen Tiefe gelegen hatte.

***

Satan und Ritter.

Beide waren verschieden, aber beide mußten ursächlich zusammengehören. Das Auftauchen des einen hatte nicht ohne den Befehl des anderen geschehen können.

So weit dachten sie schon, als sie den Teufel anschauten, der ihrem Blick nicht auswich.

Im Gegenteil, er schätzte und maß sie ab, bevor er den Kopf schüttelte und loslachte. »Ihr habt Pech gehabt, ihr beiden, großes Pech. Und ich habe Glück, weil ich mir eure Seelen holen werde. Ansgar of Osbome ist zurückgekehrt, er hat nur meinen Befehlen gehorcht, weil ich ihm bei seinem Tod versprach, ihn wieder zu holen, wenn ich ihn brauche. Ihr seid Zeugen geworden, und Zeugen kann selbst der Teufel nicht gebrauchen, wenn ihr versteht…«

Sie hatten verstanden, und sie starrten Asmodis an, ohne ein Wort zu sprechen.

Er kam noch näher. Auf die Schmalseite der Luke schritt er zu.

Sein Maul hielt er ein wenig geöffnet, so daß über seine Lippen die dünnen Rauchfäden strömten, die auch die beiden jungen Leute rochen und das Gefühl hatten, von einer Schwefelwolke umgeben zu sein.

Schwefel war der Gestank der Hölle. Auch das hatte man ihnen früher erzählt.

»Spring!«

Der Befehl galt Machine Gun Kelly, und der Rocker wußte genau, was er zu tun hatte.

Er schielte nach rechts.

Dort befand sich die Öffnung. Er stand direkt daneben und konnte in die Tiefe blicken.

»Na los!«

Plötzlich schüttelte er den Kopf, während Brenda einen schluchzenden Laut von sich gab. Allein die Vorstellung, in der Tiefe des Schachts zu verschwinden, machte ihn fast wahnsinnig. Er hörte das gleichmäßige Rauschen des Wassers und stellte sich vor, daß er in irgendeinem unterirdischen Fluß ertrinken würde.

Sein Körper würde ins Meer mitgerissen werden und nie wieder auftauchen.

»Du willst nicht?« Satans Stimme klang höhnisch und überheblich zugleich. Seine Anwesenheit war etwas Besonderes. Sie füllte den Raum zwischen den Felsen aus, eine wirklich gefährliche Aura, der sich die beiden Menschen nicht entziehen konnten.

Machine Gun Kelly verlor die Nerven. »Nein!« schrie er plötzlich.

»Nein, verdammt ich will nicht!«

»Dann zwinge ich dich!«

Für den Rocker war Angriff die beste Verteidigung. So hatte er es immer gehalten, so hielt er es auch jetzt, wobei es ihm egal war, ob er dem Höllenherrscher gegenüberstand oder einem zahlungsunwilligen und durch ihn unter Druck gesetzten Geschäftsmann.

Er mußte ihn mit bloßen Fäusten attackieren und überwand die Distanz mit einem Sprung.

Brenda schrie auf, als sie das sah. Sie wußte, daß ihr Freund niemals gewinnen konnte, wenn es tatsächlich der Teufel war, dem sie gegenüberstand. Dennoch drückte sie ihm die Daumen.

Machine Gun Kelly kam durch.

Beide Fäuste rammte er vor und in das häßliche Gesicht des Höllenherrschers. Er spürte die Wucht des Aufschlags bis in seine Schultern hinein und hatte trotzdem das Gefühl, nicht in eine weiche Masse, sondern gegen Beton geschlagen zu haben. Er spürte das Brennen in seiner Hand, hatte auch geglaubt, ein Knacken zu hören, aber das ging schnell vorbei, denn der Satan startete einen Gegenangriff.

Er spielte mit Kelly Katz und Maus…

Plötzlich fühlte sich der Rocker in die Höhe gehoben, ohne überhaupt angefaßt worden zu sein. Gegen Satans magische Kräfte kam er nicht an. Sie schleuderten ihn so hoch, daß er sich überkugeln konnte, ohne dabei den Boden zu berühren, und er drehte sich bereits oberhalb der Öffnung zusammen.

Dann fiel er. Es war ein abrupter, rasender Fall, den auch Brenda Cooper mitbekam. Vor Angst erstarrte sie. Sie konnte nicht begreifen, bis sie den Schrei ihres Freundes hörte, ihn selbst aber nicht mehr sah, denn der Schacht hatte ihn bereits verschluckt.

Es war ein schlimmer Laut.

Brenda stand da und mußte ihn hören, weil sie einfach nicht weg konnte. Dieser Schrei, der nicht enden wollte, stach wie ein Messer in ihre Seele und trieb sie in eine Lage der Verzweiflung, aus der sie keinen Ausweg wußte.

Erst er, dann sie.

Der Satan wollte keine Zeugen.

Das Wasser rauschte, es hatte den Schrei überdeckt, vielleicht war er auch verstummt. Brenda stand da, stierte auf den Teufel und wartete darauf, einen klatschenden Aufschlag zu hören, wenn der Körper ins Wasser fällt oder an Felsen zerschmettert wird.

Brenda wartete vergeblich. Möglicherweise lag es auch an dem dumpfen Rauschen, das alles andere übertönte, und sie dachte daran, daß sich der Teufel eines Zeugen entledigt hatte.

Blieb sie als zweiter…

Brenda spürte Angst in ihrem Magen. Der Anblick des Teufels und das Wissen um seine Macht bereiteten ihr körperliche und seelische Pein.

Sie war die nächste…

Asmodis schaute sie mit einem Blick an, in dem das Wissen stand.

Ja, er wußte mehr, viel mehr. Er wußte sehr genau, wie es weitergehen würde, denn er hielt die Fäden in den Händen, an denen die Menschen wie Marionetten tanzten.

»Jetzt du!« sagte er und begleitete seine Worte mit dem Ausstoßen einer Schwefelwolke.

Sie schaute ihn starr an. In ihrem Blick flackerte die Furcht. Es war nur ein winziger Schritt, der sie vom Tod trennte.

Eine Bewegung, mehr nicht.

»Ich warte nicht länger!« erklärte der Teufel. »Menschen, die mich stören, vernichte ich…«

Brenda lief der Schweiß in Bächen über das Gesicht. Da sie den Mund nicht geschlossen hatte, schmeckte sie die salzige Flüssigkeit auf den Lippen. Ihre Bemühungen waren fruchtlos, das wußte sie, trotzdem wollte sie es versuchen. Möglicherweise zeigte der Teufel ein Einsehen.

Und dann wurde sie gerettet.

Für Brenda war es das Wunder überhaupt, denn sie sah, wie der Teufel den Kopf drehte. Die Frau, sein Opfer, war für ihn plötzlich uninteressant geworden, er schaute dorthin, wo er hergekommen war und stieß die folgenden Worte zusammen mit einer gelbgrünen

Schwefelwolke aus.

»Verdammt, er ist da. Sinclair!«

Und dann war er verschwunden.

Die allein zurückgebliebene Brenda Cooper konnte es nicht fassen. Die Stelle, wo der Teufel gestanden hatte, war leer, bis auf ein schnelles magisches Flimmern.

Hatte sie geträumt?

Nein, es war kein Traum gewesen. Kelly stand nicht mehr neben ihr. Er lag wahrscheinlich mit zerschmetterten Knochen unten im Schacht, wenn er nicht ertrunken war. Die eine Möglichkeit schloß die andere nicht aus, nur sie hatte überlebt.

Brenda ging einen Schritt zur Seite. Mit einem seufzenden Laut auf den Lippen ließ sie sich gegen eine Mauer sinken, und an Flucht dachte sie nicht mehr…

***

Wir hatten uns auf den Weg gemacht, und schon nach wenigen Schritten hörten wir Toms Einwände. »Ich brauche ja nicht unbedingt mit, Männer. Ich gehe in meine Hütte und warte dort.«

»Du bleibst!« entschied ich.

Er ging vor mir. Wind fuhr uns entgegen. Er brachte den Geruch einer herrlichen Frische mit, die uns nach den schwülen Tagen in London guttat.

Tom stoppte. »Weshalb muß ich denn mitgehen? Ich habe euch den Weg beschrieben…«

Ich unterbrach ihn mit einer Frage: »Du hast Angst, nicht?«

Zuerst wollte er den Kopf schütteln, doch er machte ein Nicken aus dieser Bewegung, und er bestätigte auch meine Vermutung. »Ja, John, ich habe Angst. Ich habe eine hundsgemeine, verdammte Angst!«

Jetzt war es heraus, und es hatte ihm sichtlich geholfen. Wie von einem Druck fühlte er sich befreit.

»Wovor?« fragte Suko.

»Vor dem Teufel und diesem Ansgar of Osborne.«

»Der tot ist«, sagte mein Partner.

»Weißt du das? Weiß ich es, weiß es John?«

»Also ist er nicht tot«, stellte Suko fest.

Tom Jones schüttelte den Kopf, um gleich darauf zu nicken. »Ja und nein. Es gibt die alte Geschichte, die besagt, daß sich Osborne mit dem Teufel, der Schwarzen Magie, der Zauberei und dem Studium des Meeres beschäftigt hat. Ob er dem Teufel tatsächlich gedient hat, weiß niemand genau. Es war auch nicht mehr feststellbar, aber eines steht fest. Wenn der Satan jemand braucht, der ihm bei irgendeiner Sache helfen soll, muß er sich auf Ansgar of Osborne verlassen. Er hat damals hier geherrscht.«

Ich faßte zusammen. »Dann rechnest du also damit, daß Osborne zurückkehrt?«
»Ja.«
»Als Toter?«
»Auch.«
Suko schnippte mit den Fingern. »Wir sollten uns, falls es passiert, auf einen Zombie einstellen.«
»Richtig.«
»Kann ich jetzt gehen?« fragte Tom.
»Nein, du brauchst nicht mit zur Ruine, aber ich möchte dich doch gern an meiner Seite haben.«
»Du vertraust mir nicht, wie?«
Ich lächelte mokant. »Sagen wir so, Kontrolle ist besser. Versteh es nicht falsch, es ist auch zu deinem Vorteil.«
Er nickte eifrig. »Das kann ich mir vorstellen, aber nicht mit mir. Wenn der Teufel noch einmal erscheint, könnt ihr auf meine Hilfe nicht rechnen. Ich habe genug getan.«
»Das wissen wir.«
Tom wollte noch etwas sagen, verschluckte die Worte aber, drehte sich um und schlug wütend seinen Arm nach unten. Dann ging er vor und stieg mit langen Schritten den Weg hoch, der uns auf eine kleine Anhöhe führte, von der wir einen phantastischen Blick auf das Meer hatten.
Mir kam eine Idee. »Wo ist dieser Osborne noch mal begraben worden?«
»In seiner Burg.«
»Dann kennst du das Grab?«
Tom Jones bejahte. Und ich hatte das Gefühl, als hätte ihn die Antwort eine große Überwindung gekostet. Deshalb half ich ihm ein wenig. »Wenn du uns das Grab zeigst, kommen wir schon allein zurecht. Dann kannst du verschwinden.«
»Das werde ich auch.«
»Und wie verhält es sich mit dem Hai?«
Tom hob die Schultern. »Das müßt ihr herausfinden. Ich habe euch nur darauf hingewiesen.«
Irgendwie konnte ich ihn verstehen. Auch Tom Jones war ein Kind dieser Landschaft und von ihr mit allen Vor- und Nachteilen geprägt worden. Es war für ihn jetzt nicht einfach, sich gegen Dinge zu stellen, an die er seit frühester Kindheit geglaubt hatte.
Wir sahen bereits die Ruine der Burg!
Ein hohes Trümmerfeld lag vor unseren Augen. Ich wunderte mich darüber, daß noch so viele Mauern standen. Zwar nicht gerade und glatt, an einigen Stellen zeigten sie tiefe Risse, Einkerbungen und abgebrochene Teile, aber sie boten einem Menschen Schutz und

Unterkunft.
Auch für Asmodis konnten die Ruinen ein ideales Versteck sein.
Oder eine Art von Hauptquartier, von dem aus er agierte.
Sie standen da wie gemalt. Wir hatten zudem Glück, daß der Wind einen Teil der Wolken vertrieb. So konnte das fahl glänzende Mondlicht ungehindert der Erde entgegenfallen und die vor uns aufragenden Ruinenteile mit seinem Glanz bedecken.
Die einzelnen Seiten, Kanten und Vorsprünge sprangen konturenscharf hervor. Ein Turm war noch zur Hälfte stehengeblieben. Mauerreste verbanden ihn mit den Fragmenten eines zweiten Turms.
Dazwischen sah ich die großen Lücken, durch die der Wind ungehindert in den ehemaligen Hof der romanischen Burg pfiff.
Es war eigentlich ein schönes Bild, an dem sich ein Romantiker hätte ergötzen können. Eine Burg im bleichen Mondlicht, umgeben von den düsteren Schatten der Hügel, war etwas Außergewöhnliches, das auch mich beeindruckte.
»Das ist die Burg«, sagte Tom.
»Warst du öfters dort?«
»Nur am Tage.«
»Weshalb nicht in der Nacht?«
»Weil es dort wahrscheinlich spukt. Ich habe euch doch gesagt, daß dieser Ansgar of Osborne nicht…« Er begann plötzlich zu zittern und mit dem Gebiß zu klappern, denn aus einer der größeren Öffnungen in der ehemaligen Burgmauer war eine Gestalt erschienen, die dem Teufel überhaupt nicht glich.
Das mußte einfach Ansgar of Osborne sein!
Ein Ritter war er. Auch seine Gestalt wurde vorn Mondlicht umschmeichelt.
Irgendwie paßte die Gestalt zu der hinter ihr liegenden Burg, aber nicht in die Gegenwart hinein, vor allen Dingen nicht in ihrer Rüstung und der außergewöhnlichen Bewaffnung.
Sie trug den Dreizack!
Ich schüttelte den Kopf, schaute Suko an, der die Schultern hob und auch nicht wußte, wieso der alte Ritter mit diesem Dreizack bewaffnet war. Zwischen ihm und dem Teufel mußte es einen Zusammenhang geben, den wir nicht kannten.
Falls er uns gesehen hatte, zeigte er das nicht. Stur ging er geradeaus weiter. Seine Schritte wirkten mechanisch, und jede seiner Bewegungen war zu hören, da die Scharniere der Rüstung quietschten.
Von seinem Gesicht war nicht viel zu erkennen, weil er von unserem Standort aus zu weit entfernt war, aber – und das sahen wir sehr deutlich –, einen Helm trug er nicht. Sein Haar wehte im Wind.
Tom Jones begann zu zittern und zu beben. Der alte Fischer rief alle Heiligen an, die er kannte, er flehte auch zu den Meeresgöttern, die

ihm schützend beistehen sollten.

Mir ging seine Schwätzerei auf die Nerven. Ziemlich barsch fuhr ich ihn deshalb an. »Sei ruhig!«

Er verstummte auch für einen Moment, bevor er sich zu mir umdrehte und mich am Arm faßte. »Ich weiß genau, daß es dieser Osborne ist. Ich habe es gewußt, es war mir immer klar, jetzt müßt ihr zusehen, daß ihr mit ihm zurechtkommt.«

»Das werden wir auch«, erwiderte ich und wollte noch etwas hinzufügen, als wir einen fürchterlichen Schrei hörten, der sogar noch in seiner Länge durch die Luft schwang, bevor er plötzlich abbrach.

Wir blickten uns an.

Suko deutete mit einer knappen Bewegung hinter sich. Er meinte damit die Ruine. »Von dort ist er gekommen.«

Auch ich war der Ansicht, während sich Tom Jones heraushielt.

»Wer geht zur Ruine?« fragte Suko.

»Du!«

Mein Freund schaute mich kurz an, bevor er nickte. »Okay, John, ich gehe. Komm mit.« Er meinte Tom Jones. Der Fischer wollte natürlich nicht, konnte sich aber nicht sträuben, denn Suko griff blitzschnell zu, hielt sein Handgelenk umklammert, und gegen die Kraft des Inspektors mußte erst mal jemand ankommen.

Tom Jones jedenfalls schaffte es nicht. Suko zog den Mann hinter sich her, der vor lauter Angst sogar sein Schimpfen und Lamentieren vergaß.

Ich aber nahm den untoten Ritter aufs Korn…

Natürlich hätte ich ihn überholen und zum Kampf stellen können, denn so schnell ging er nicht. Das aber wäre unklug gewesen. Der Ritter war nicht ohne Grund einem Grab oder einer Gruft in der alten Burgentstiegen. Er mußte durch seinen nächtlichen Spaziergang irgendein Ziel verfolgen, das mich selbstverständlich auch interessierte. Möglicherweise brachte es mich direkt zu Asmodis oder dessen Killerhai. Genau die beiden wollte ich haben, zudem mußte ich den Knoten lösen, der die Verbindung zwischen dem Höllenherrscher und dem Hai darstellte.

Aus diesem Grunde ließ ich ihn laufen.

Auch in der Dunkelheit konnte ich seinen Weg anhand des flammenden Dreizacks sehr gut verfolgen. Das tanzende Feuer wies mir den Weg. Sein Schein breitete sich aus. Er zuckte geisterhaft über Felsen, Gras und schuf eine sich bewegende rötliche Insel oberhalb des Kopfes mit dem dünnen, dennoch wirren Spinnenhaar der lebenden Leiche.

Dieser neue Fall war nicht hart oder brutal. Irgendwie unheimlich und schaurig. Zudem sehr geheimnisvoll, denn bisher hatte ich noch kein Motiv hinter dem Erscheinen des Teufels, seinem Hai und diesem

untoten Ritters entdecken können.

Ansgar of Osborne schritt geradewegs in Richtung Strand oder der Klippen. Falls es einen Weg gab, den ich wegen der Dunkelheit nicht sah, hätte er ihn wohl nicht genommen, da er sich keinen Umweg erlauben konnte und es relativ eilig hatte.

Ich blieb ihm auf den Fersen. Allerdings so, daß er mich nicht sah, auch wenn er sich plötzlich und unerwartet einmal umdrehte. Links von mir befand sich ein weit geschwungener Hügel, dessen eine Seite mit grauen Steinen belegt war. Ich folgte dem Verlauf des Hügels, lief geduckt durch eine schmale Rinne und sah das Gelände neben mir niedriger werden. Deshalb konnte ich auch die gesamte Gestalt des Ritters erkennen, der vor mir herschritt.

Er hielt den Dreizack in seiner rechten Hand. Sein Arm stand ebenfalls in einem rechten Winkel vom Körper ab und war in Höhe des Ellbogens eingeknickt.

Aus der Faust ragte der Flammendreizack.

Ein gefährliches Instrument, meiner Ansicht nach magisch aufgeladen. Von ihm wollte ich nicht gerade getroffen werden.

Ich warf einen etwas längeren Blick an der Gestalt vorbei und konnte auch auf das Meer schauen. Es lag als weite, dunkle, auf den Wellenkämmen oft glitzernde Fläche vor mir in einer dünenden Stille, in der sich überhaupt nichts rührte.

Kein Teufel, kein höllischer Hai!

Dafür der untote Ritter.

Er ging sogar schneller. Der Wind wehte von vorn und trug mir die Geräusche der quietschenden Rüstung entgegen, die bei jeder seiner Bewegungen entstanden.

Ein Mensch wäre wohl kaum in dieser Rüstung vorangekommen.

Ihm als Untoten machte es nichts aus.

Weit hatte er nicht mehr zu gehen. Schon nach wenigen Yards hatte er den Rand der Klippen erreicht. Ich erkannte es an dem hellen Streifen, einer Kalkschicht direkt an der Kante, wo es keine Vegetation mehr gab.

Ich rechnete damit, daß er am Rand der Klippen stehenbleiben und nach einem Weg suchen würde.

Den Gefallen tat er mir nicht. Plötzlich war er verschwunden, als hätte er bei dem folgenden Schritt ins Leere getreten und wäre von dem Abgrund verschluckt worden. Ich lief schneller und spürte plötzlich einen Stich in der Brust. Abgegeben durch das Kreuz, das einen plötzlichen Kontakt bekommen hatte.

Sinclair!

Jemand sprach meinen Namen gedanklich aus. Für eine kaum meßbare Zeitspanne nur hatte sich ein anderer direkt auf mich konzentriert, und ich war durch das Kreuz gewarnt worden.

Ich konnte mir denken, um wen es sich dabei gehandelt hatte.
Nur Asmodis kannte den Kontakt.
War er mir auf den Fersen?
Ich spürte den kalten Schauer auf dem Rücken, drehte mich in meiner etwas geduckten Haltung um, sah vor mir die Dunkelheit, die Ruine, aber keine Spur von Asmodis.
Der blieb im Hintergrund.
Wahrscheinlich würde er später oder überhaupt nicht eingreifen.
So etwas mußte man ihm auch zutrauen, da er oft genug seine Diener in den Kampf schickte.
Mit vorsichtigen Schritten lief ich bis zum Klippenrand und schaute über ihn hinweg. Wohin der untote Ritter verschwunden war, konnte ich nicht erkennen, der Hang war zwar steil, aber er fiel nicht senkrecht ab wie die Wände in seiner Nähe. Und er lief nahe am Wasser in einen kurzen Strand aus, dessen Sand hell schimmerte, weil er ebenfalls vom Mondlicht getroffen wurde.
Zudem war die Schräge bewachsen. Strauchwerk, Krüppelbäume, oft verbogen weil sie sich gegen den Wind stemmen mußten, und dichtes Gras bildeten den natürlichen Wirrwarr und auch ein Hindernis für den Kletterer sowie das Gegenteil davon, denn jemand, der nach unten stieg, konnte immer einen Halt finden.
Wie auch Ansgar of Osborne!
Ich sah ihn. Er hatte schon eine ziemliche Distanz zurückgelegt und bewegte sich geduckt sowie rutschend dem schmalen Strandstreifen entgegen, der für ihn wahrscheinlich zur Fluchtinsel werden sollte. Das Gras bewegte sich ebenso wie die sperrigen Buschzweige.
Hin und wieder brach von einem Krüppelbaum auch ein trockener Ast ab, weil er das Gewicht nicht halten konnte.
Einen Blick zurück warf der Untote nicht. Er mußte sich zu sehr auf die Strecke konzentrieren, an einen Verfolger dachte er nicht.
Deshalb rutschte ich auch hinter ihm her.
Ich ging den Hang schräg an, hatte die Arme ausgestreckt, fand immer genügend Halt und entdeckte auch durch Zufall eine mit nur wenigen Steinen belegte Rinne, die in weiten Kehren der Tiefe entgegenführte und an manchen Stellen von dichtem Buschwerk begrenzt wurde.
Der andere hatte die Rinne nicht genommen. Links von mir versetzt ging er seinen Weg nach unten, verschwand hin und wieder, wenn er ausrutschte, tauchte aber sehr schnell wieder auf, so daß ich ihn stets im Auge behalten konnte.
Vor Geräuschen brauchte ich mich nicht in acht zu nehmen. Die Meeresbrandung übertönte alles und sorgte für die nötige Begleitmusik auf unserem Weg nach unten.
Ich dachte über das Ziel der Gestalt nach. War dieser untote Ritter

vielleicht nur aus seinem Grab gestiegen, um ein neues innerhalb des Wassers zu finden?

Rechnen mußte ich damit, denn es war schwer, die verzwickten Spielregeln des Teufels zu durchschauen.

Die erste Hälfte des Hangs lag hinter mir. Zweige waren gegen mein Gesicht gepeitscht, und die Haut brannte, als hätte ich Säure aufgetragen, und ich sah das Ende der Rinne, aber auch den steilen Hang.

Ich kam nicht mehr weiter.

Jetzt wußte ich, aus welch einem Grund der Zombie-Ritter den anderen Weg gewählt hatte, denn er kam noch voran, im Gegensatz zu mir. Als ich es ihm schließlich nachmachte, hatte er sein Ziel bereits erreicht und den Hang hinter sich gelassen.

Er stand auf dem Strand.

Ich hatte mich geduckt, mit einer Hand an dem zähen Gras festgekrallt und schaute nach, was er jetzt vorhatte. Er schaute aufs Meer, dessen dunkle und trotzdem glitzernde Fläche wie ein unendlich erscheinender Teppich vor mir lag. Er schien in die Unendlichkeit zu führen und hörte für meine Sicht dort auf, wo Himmel und Wasser miteinander verschmolzen.

Als ich wieder auf den Ritter schauen wollte, war er verschwunden. Zum schäumenden Wasser hin war er nicht gelaufen. Er mußte sich demnach im toten Winkel der Felswand befinden, dort hocken und alles weitere abwarten.

Ich aber nicht.

Sehr vorsichtig ging ich zu Werke. Erstens wollte ich ihn nicht erschrecken und auf mich aufmerksam machen, und zweitens mußte ich achtgeben, nicht doch noch vom Hang zu rutschen.

Wider Erwarten ging alles glatt. Den letzten Rest sprang ich nach unten. Mit beiden Füßen zuerst landete ich im weichen Sand, der sofort über den Rand in meine Schuhe quoll.

Ich ließ mir Zeit. Nicht weil es mir Spaß gemacht hätte, aber ich sah nichts von meinem Verfolger. In Luft aufgelöst haben konnte er sich nicht. Er mußte irgendwo hocken, lauern, um vielleicht blitzschnell zuschlagen zu können.

Von vorn wehte mir der Sprüh der Wellen entgegen. Immer wenn das anlaufende Wasser gebrochen wurde, schleuderte es die gewaltigen Gischtfontänen hoch, die auch mich erreichten und mit einem wirbelnden Schleier überfielen.

Das Mondlicht schien in die Gischtwolken hinein. Es wurde durch die zahlreichen Tropfen gebrochen die wie Linsen wirkten und das Licht in blasse Farben zerlegten.

Eine komische Nacht hielt mich umfangen. Sie sah so normal aus, alles wirkte wie immer, trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, als

wäre sie vom Odem der Hölle durchstreift worden.

Die Felsen rechts und links erinnerten mich manchmal an bläulich schimmernde Basaltsteine, die von einem Sprühteppich umwirbelt wurden. Manchmal sah die Gischt aus wie Nebel, vor allen Dingen ander linken Seite, wo sich ein Felsen wie eine hochkant gestellte Riesenhand in das Brandungswasser hervorschob und für mich einen Sichtschutz bildete.

Hinter ihm tauchte der Ritter auf.

Von den Wellen getragen, schoß er nach vorn, in einen ufernahen Strudel hinein, der ihn einmal um die eigene Achse drehte und ihm dabei soviel Schwung mitgab, daß er die vorlaufenden Brandungswellen überbrücken konnte und von den zurücklaufenden erfaßt und weitergetragen wurde.

Er schwamm nicht, er ging auch nicht, er stand auf einem Holzfloß, das in seiner Mitte einen braunen Segelmast besaß, der wie ein angestrichener Finger in die Höhe wies.

Ansgar of Osborne wollte auf seinem Floß verschwinden. Wohin, das war mir unbekannt. Jedenfalls wollte ich dafür sorgen, daß es ihm nicht so einfach gemacht wurde.

Ich wollte ihn haben!

Ob ich dabei vom Glück des Tüchtigen sprechen konnte, will ich mal dahingestellt sein lassen. Jedenfalls gab mir die Formation der aus dem Wasser schauenden Felsen die Chance, ihn doch noch zu erreichen. Ich mußte nur von Felsen zu Felsen springen und durfte mir dabei keinen Fehltritt erlauben.

Den ersten Felsen erreichte ich mit einem kurzen Anlauf und dem folgenden Sprung. Er war günstig gebaut, flach auf der Oberfläche und auch entsprechend breit.

Wasser umschäumte mich. Dort wo der Stein aus der Brandung schaute, besaß er eine weiße Krause.

Die nächsten beiden Sprünge schaffte ich auch sicher. Dann wurde ich durch die hochspritzende Gischt fast bis auf die Haut naß, wischte mir über die Augen und beobachtete, wie sich das Floß zwischen zwei Felsen festhakte.

Mir gab dies Gelegenheit, einiges aufzuholen. Obwohl ich es eilig hatte, überstürzte ich nichts. Es war auch gefährlich, ich wunderte mich, daß ich durch die anlauflosen Sprünge immer wieder die richtigen Steine traf, mich auch halten konnte und immer näher an das Floß mit dem untoten Ritter herankam.

Es schaukelte. Wasser gischte über und verlief sich auf den Bohlen zu langen Streifen.

Noch drei Steine mußte ich überwinden, die allerdings tiefer im Wasser. Zudem waren sie ziemlich schmal. Zwei schaffte ich. Ich tickte auf den ersten, stieß mich sofort ab, erreichte auch den zweiten

und wollte den dritten Sprung mit der gleichen Kraft angehen, als ich auf der Kante landete, abrutschte und plötzlich Wasser schluckte.

Verdammt auch!

Natürlich spülte mich die Brandung wieder hoch, ich wurde gegen den Stein gepreßt, bekam ihn zu fassen, rutschte ab und sah ein, daß es so keinen Sinn hatte.

Ausgerechnet jetzt kam das verdammte Floß frei!

Ich kümmerte mich einen Dreck um die Steine, warf mich vor und nutzte den Schwung einer ablaufenden Welle aus, die mich naher an das Floß herantrug. Kraulstöße unterstützten mich, ich sah das schwankende Etwas dicht vor mir erscheinen, noch bevor es ins offene Meer getrieben wurde.

Wie eine angreifende Wasserschlange, so wuchtig schnellte mein Arm aus dem Schaum, die Hand bekam den höherstehenden Floßrand zu fassen und hielt eisern fest.

Mit der zweiten stützte ich mich ab, eine Welle hob das Floß hoch, mich gleich mit, so daß ich mir das Kinn stieß, es aber dennoch schaffte, mich auf dieses provisorische, flache Gefährt zu rollen.

Dort blieb ich liegen.

Mit einer knappen Bewegung schüttelte ich den Kopf, schleuderte mir Wasser aus den Haaren und stand auf.

Der Ritter drehte sich um.

Ich grinste ihn an und fragte: »Darf ich mitfahren, Freund?«

***

Der Todesschrei hatte Suko alarmiert. Mein Kollege wußte sofort, daß dort niemandem mehr zu helfen war.

Er lief sehr schnell, erreichte auch die im Mondlicht glänzenden und trotz der Zerstörung noch hohen Mauerreste, wobei ihm auch der kalte Brandgeruch auffiel, den ihm der Wind ins Gesicht blies.

Suko blieb stehen.

Er sah den Klumpen.

Blech, Gummi, alles verbogen oder geschmolzen. Dazwischen kleine Glassplitter, die wie zum Hohn noch blinkten. Zwei Schritte ging er näher heran, untersuchte das Wrack und stellte sehr schnell fest, daß es sich dabei um zwei Motorräder gehandelt haben mußte.

Suko gehörte selbst zu den Feuerstuhl-Freaks. Es tat ihm in der Seele weh, diesen schwarzen, stinkenden Klumpen zu sehen.

Tom Jones hatte ihn erreicht. Er schnappte nach Luft, weil er so schnell gelaufen war. »Das waren die Maschinen der Rocker.«

»Nehme ich auch an!« erwiderte Suko.

»Aber wer hat geschrien?«

»Hier wohl keiner«, erwiderte Suko und konnte einen Durchschlupf erkennen, durch den er tiefer in die alte Burgruine gelangte.

»Wo geht es dort hin?«
»Ich war selten…«
»Los, komm schon!« Suko stieß den Fischer vor. Er hatte keine Zeit, ihn sanft anzufassen, und sah plötzlich einen Schatten vor sich herhuschen. Für einen Moment war der Schatten vorbei, das Gefühl verging, aber Suko, der darüber nachdachte, glaubte, in ihm die Gestalt des Teufels gesehen zu haben.
Floh der Satan?
Wenn ja, weshalb?
Suko drehte noch den Kopf. Erkennen konnte er nichts mehr. Der Teufel war schnell wie ein Schatten.
»Was war denn?« fragte Tom, der von all dem nichts mitbekommen hatte.
»Nichts, geh weiter.« Suko schob ihn wieder vor. Wenig später waren sie eingetaucht in die düsteren Ecken und Winkel zwischen den hohen Burgruinen, wo sich das Mondlicht kaum trauen wollte, richtig hinzuleuchten. Sie ahnten mehr, als daß sie etwas sahen. Und sie bewegten sich vorsichtiger weiter. Dann hörten beide gleichzeitig das Geräusch. Ein sehr menschlicher Laut.
Jemand weinte…
»Das ist ja eine Frau«, hauchte der alte Fischer und blickte Suko erschreckt an.
»Scheint so.«
»Aber wo kommt die her?«
»Vielleicht hat ihr eines der Motorräder gehört.«
Der Fischer schlug gegen seine Stirn. »Klar, Mensch, daß ich nicht darauf gekommen bin.«
»Nobody is perfect.«
Sie hatten sich während des Gesprächs weiter bewegt. Die Richtung war überhaupt nicht zu verfehlen. Rechts und links sahen sie Löcher in der Mauer, außerdem wuchsen die ehemaligen Innenwände nicht mehr so dicht zusammen, so daß sie eine Art von Innenhof betreten konnten und die Person an der Wand lehnen sahen, die weinte.
Es war eine Frau.
Nein, ein Mädchen noch. Ziemlich jung. Die Kleine trug Boxer-Hosen und ein langes Hemd mit einem spitzen Ausschnitt. Sie hatte die Männer noch nicht bemerkt, dafür sahen Suko und der Fischer aber die offene Luke und vernahmen das Rauschen des Wassers.
Tom Jones stieß den Chinesen an. »Das muß sein Grab gewesen sein.«
»Glaube ich auch.« Suko drängte sich an seinem Begleiter vorbei.
Er sprach das Girl mit leiser Stimme an, hörte ihren erschreckten Ruf und sah die heftige Bewegung, mit der ihr Arm nach unten fiel.
»Ruhig«, flüsterte der Inspektor. »Keine Panik. Sie sind hier in

Sicherheit!«
Sie wiederholte das letzte Wort, bevor sie lachte. »Schauen Sie mal nach unten. Da, in der Tiefe.«
»Was ist damit?«
»Verschwunden. Er ist verschwunden.«
»Wer?«
»Mein Freund, Kelly. Der Teufel warf ihn rein. Mich nicht, er schaffte es nicht mehr, weil er verschwand.«
Suko ging bis dicht an den Rand. Auch er trug stets eine kleine Lampe bei sich, holte sie hervor, schaltete sie ein und leuchtete den Schachtrand ab.
An drei Seiten entdeckte er das rauhe, feuchte und mit Moos bewachsene Gestein.
Die vierte Seite allerdings wurde von in den Fels gehauenen Leitersprossen eingenommen, deren Weg in die Tiefe führte und die sogar in, wie Suko erkannte, regelmäßigen Abständen angebracht worden waren.
Er drehte sich zu den beiden um. »Es gibt da eine Sprossenleiter«, erklärte er. »Haben Sie das gewußt?«
Das Mädchen schüttelte den Kopf.
»Wie heißen Sie?«
»Brenda Cooper.«
»Und was haben Sie hier zu suchen gehabt?«
»Wir kommen aus London und wollten hier campen. In einer Burg ist es ja romantisch.«
»Und auch gefährlich«, fügte Suko hinzu. Er winkte Tom Jones näher.
»Kümmere du dich um sie.«
»Was soll ich denn machen?«
»Bring sie weg.«
Brenda erstarrte. »Nein«, sägte sie und nahm eine steife, abwehrende Haltung ein. »Ich gehe nicht.«
»Und weshalb nicht?«
»Weil Kelly da unten liegt.«
»Können Sie ihm denn helfen?« fragte Suko leise.
»Nein, nein, aber ich…« Sie schaute Suko an und hob die Schultern. »Vielleicht ist er nur verletzt. Hören Sie nicht das Rauschen da unten aus dem Schacht? Da ist doch Wasser. Er kann ja hineingefallen und weggeschwemmt worden sein.«
Suko nickte. »Vieles ist möglich. Aber wissen Sie, wie tief dieser Schacht ist?«
»Nein.«
»Aber ich«, meldete sich Tom Jones. Der Fischer deutete auf die Öffnung. »Der ist zu tief, um überleben zu können.«

Brenda Cooper starrte ihn an und schüttelte den Kopf. »Verdammt!« schrie sie. »Sag doch nicht so was!« Ihre Stimme hallte als Echo zwischen den Wänden und Mauern wider.

»Das ist aber so.«

»Ach, verdammt.« Sie winkte ab. »Ihr wollt ja nur nichts tun, weil Kelly ein Rocker ist.«

»Hören Sie«, sprach Suko gegen. »Ob Rocker oder Mönch, das ist mir egal, Miß. Es kommt mir allein auf den Menschen an. Haben Sie verstanden?«

»Ja, schon.«

»Und jetzt gehen Sie!«

Brenda wollte noch nicht. »Was haben Sie denn vor, Mister?«

»Ich steige in die Tiefe und schaue nach, ob ich Ihren Freund finde. Einverstanden?«

Der Chinese bekam ein zögerndes Nicken als Antwort. So ganz hatte er die junge Person nicht überzeugt. Sie stand da und zitterte.

Den Oberkörper hielt sie gebeugt, die Hände flach zusammengelegt, und sie schaute mit starrem Blick in die Tiefe und die Dunkelheit des Schachts hinein. Wieder einmal gab der Inspektor Tom Jones ein Zeichen, doch der Fischer kam nicht mehr dazu, Brenda aus dem Wirrwarr der alten Burgmauern herauszuführen. Aus dem Schacht hallte eine dumpfe, röhrende Stimme.

»Brenda… Hilfe!«

Dieser grauenhafte Schrei ließ selbst Sukos Atem stocken, und er fühlte sich plötzlich wie von Eis eingepackt. Er stand da, schaute auf das Viereck und bekam aus den Augenwinkeln mit, wie Brenda nach hinten fiel, sich gegen die Stirn schlug und den Namen ihres Freundes ächzend aussprach.

»Kelly… das war Kelly, meine Güte …« Sie kam auf Suko zu, faßte ihn an und schüttelte ihn durch. »Hast du nicht gehört, Mann? Das war er. Kelly ist nicht tot. Ich wußte es doch…«

»Schon gut, schon gut.« Suko hatte Mühe, die Hände des Mädchens abzuschütteln. »Es ist alles klar.«

»Ja, ja…« Sie trat wieder zurück, blieb am Rand stehen und machte den Eindruck, als wollte sie selbst in die Tiefe steigen.

»Nein, nicht Sie.« Suko drückte sie zurück. Er schärfte dem alten Fischer ein, auf das Mädchen achtzugeben.

»Willst du wirklich, Suko?«

»Ja.«

»Das ist gefährlich!«

Der Inspektor winkte ab. »Nicht mehr oder weniger als eine Überquerung des Broadway ohne Ampel. Was soll mir passieren? Ansgar of Osborne hat den Schacht verlassen. Es gibt eine Steigeisen-Leiter.«

»Und weshalb kommt dieser Kelly dann nicht hoch?«
Eine gute Frage, die sich Suko ebenfalls gestellt hatte. »Darüber werde ich mir Informationen verschaffen«, erklärte er. »Halt die Augen offen, Tom.«
»Klar.«
Der Inspektor begann mit dem Abstieg. Das rechte Bein verschwand zuerst im Schacht. Er fand auf dem Ring Halt, drückte nach und stellte fest, daß die Steigeisen noch ziemlich sicher in der Schachtwand verankert waren.
Auch bei einer Doppelbelastung vernahm er kein Knirschen, und die Eisen bogen sich auch nicht durch.
Tom erschien an der Öffnung. »Wie ist es?«
»Günstig.«
»Okay, ich drücke dir die Daumen.«
»Am besten die Zehen mit«, erwiderte Suko und sah zu, daß er in den Schacht hineinkam.
Jetzt, in der relativ engen Röhre, hörte er das Rauschen des Wassers besonders laut, da die blanken Felswände den Schall in die Höhe und an seine Ohren schickten.
Es war ein ewiger Fluß, ein Rauschen, Brausen und Klatschen. Die Luft verschlechterte sich zusehends. Sie enthielt viel Feuchtigkeit, die sich beim Atmen auf die Lungen legte. Auch hatte sich die Feuchtigkeit auf den Steigeisen abgesetzt, so daß diese dementsprechend glatt waren und von Suko hart umklammert werden mußten.
Einen Ruf vernahm er nicht mehr. Das wunderte ihn. Wenn der andere bei Kräften war, mußte er Suko sehen, wie sich dieser an der Schachtwand nach unten ließ.
Allerlei Getier krabbelte an den Wänden. Es huschte, wenn Suko zu nahe herankam, in Spalten und kleine Einbuchtungen, um sich dort zu verstecken und so lange zu warten, bis der große Schatten vorbeigeglitten war.
Oben zeigte sich das Mädchen. Brenda kniete am Rand, hatte die Hände als Trichter vor ihre Lippen gelegt und schrie die Frage nach unten. »Haben Sie meinen Freund gefunden?«
»Nein!«
»Mach doch schneller, verdammt!«
Suko kümmerte sich nicht um sie. Er ging seinen Plan genau durch und stoppte, wann er es für richtig hielt. Es war nicht so einfach, sich auf der Sprosse zu drehen, da Suko seine Lampe anknipsen und nach unten leuchten wollte.
Viel brachte der dünne Finger aus Licht nicht. Er wurde aber von dem gesehen, der auch gerufen hatte. Wie ein blasser Fleck traf er dessen Gesicht und huschte auch an den weit geöffneten Augen des

Mannes entlang.
»Wo ist Brenda?«
Suko kümmerte die Antwort nicht. Er fragte statt dessen: »Sind Sie verletzt?«
»Nein.«
»Wieso nicht?«
»Ein Netz hat mich aufgefangen.«
»Okay, ich hole Sie.«
»Ja, schon gut.«
Suko wunderte sich über die Reaktion dieses Menschen. Wenn er von einem Netz aufgefangen worden war, aus welchem Grunde hatte er dann nicht aus eigener Kraft versucht, sich zu befreien. Er hätte an den Sprossen in die Höhe klettern können.
Suko kletterte schneller. Über ihm wurde die Öffnung immer kleiner. Das Rauschen hatte sich verstärkt, und plötzlich trat er ins Leere. Jetzt wußte er, weshalb der Mann nicht den gleichen Weg wie er genommen hatte. Die Steigeisen hörten so weit über dem Netz entfernt auf, daß sie von einer Einzelperson nicht erreicht werden konnten.
Aber der Lampenstrahl erreichte jetzt die im Netz hockende Gestalt, die den Kopf angehoben hatte und Suko entgegenschaute.
Das Gesicht war verzerrt, die Augen waren aufgerissen. Der Mann schaukelte, wenn er sich nur leicht bewegte und begann plötzlich zu lachen.
»Jetzt kannst du wieder hochklettern!« rief er nach dem kurzen Anfall.
»Weshalb?«
»Die Entfernung zwischen dem Netz und der Sprosse ist viel zu groß. Keine Chance.«
Er mußte laut schreien, um das Rauschen des Wassers zu übertönen, das mit einem nahezu gewaltigen Getöse den Schacht ausfüllte und seine Echos in die Höhe schickte.
Suko leuchtete das Netz und die Gestalt an. Dann verglich er die Entfernung zwischen sich und dem unter ihm hockenden Ziel. Ja, er mußte springen, das war klar, und er dachte auch über eine Möglichkeit nach, den anderen hochzuholen.
Wenn Tom Jones ein Seil besorgen konnte, war schon viel gewonnen. Deshalb drehte Suko seinen Kopf so, daß er gegen die Öffnung schauen und auch schreien konnte.
»Tom!« Hoffentlich hörte man ihn. Der Fischer erschien. Suko sah den Mann über den Rand in den Schacht schauen. »Was hast du?«
Nur schwach drang die Stimme an Sukos Ohren, und er hatte schon sehr genau hinhören müssen. »Ein Seil! Treib irgendwo ein Seil auf, dann packen wir es!«

»Wo soll ich das herholen?«
»Ist mir egal!«
»Okay!« Tom verschwand wieder, dafür erschien der Kopf des Mädchens.
Auch Brenda rief in den Schacht hinein, ihre Stimme war zwar zu hören, aber nicht zu verstehen.
Die Lage war für den Inspektor unbequem. Es konnte seine Zeit dauern, bis Tom mit einem Seil zurückkam, wenn überhaupt. So lange hätte Suko sich an der Wand festklammern müssen.
Das gefiel ihm überhaupt nicht. »Was ist denn?« schrie ihn der Rocker aus dem Netz her an. »Wann geht's los?«
»Keine Ahnung. Wir brauchen ein Seil.«
»Das weiß ich auch. Und dann?«
»Knote ich es an die letzte Sprosse fest, lasse es nach unten hängen, damit du es packen kannst.«
»Gute Idee.« Der andere lachte. »Ja, hätte ich nicht gedacht.«
»Schaffst du es noch so lange?«
»Sicher. Mich würde nur interessieren, wer dieses komische Netz gespannt hat.«
»Das war der, der dich auch in die Tiefe hat fallen lassen.«
»Dann war es der Teufel!« Der Rocker lachte. »Stell dir vor, ich habe den Leibhaftigen gesehen. Was sagst du dazu?«
»Das glaube ich dir sogar.«
»Ehrlich?«
Suko gab keine Antwort mehr. Der Dialog gefiel ihm erstens nicht, und zweitens hatte er plötzlich ein so komisches Gefühl, denn die Sprossen über und unter ihm, die sein Gewicht spürten, gaben plötzlich nach. Sie konnten das Gewicht nicht mehr halten, besonders die nicht, auf der Suko stand.
Langsam, aber sicher gab sie nach.
Es blieb dem Inspektor nur noch die Möglichkeit, nach oben zu klettern. Das wollte er auch, vielleicht um Sekunden zu spät, denn beide Sprossen brachen fast zur gleichen Zeit ab. So lange hatten sie kein Gewicht halten können.
Suko fiel.
Er hörte den Protest des im Netz liegenden Rockers, einen Augenblick später fiel er in die Maschen, federte noch einmal nach und kippte auf den anderen.
Der Rocker protestierte lautstark und wurde erst ruhig, als ihn Suko zum zweitenmal erwischte. Es dauerte seine Zeit, bis sich die Schwingungen beruhigt hatten und Suko normal liegen konnte. Er lag dabei auf dem Bauch, drehte sich herum und schaute seinem unfreiwilligen Kumpan direkt ins Gesicht.
Der grinste. »Ja, Kumpel, jetzt bist du bei mir. Das hast du doch

gewollt, nicht?«
»Fast.«
»Willkommen bei uns.«
Suko krauste die Stirn. »Wieso bei uns? Gibt es hier im Netz noch einen?«
Machine Gun Kelly schüttelte den Kopf. »Nein, du kleiner Chinese. Hier im Netz nicht. Woanders.« Er drehte den Daumen.
»Schau mal durch die dünnen Maschen.«
»Da ist Wasser!«
»Das höre und sehe ich, aber ich weiß noch mehr, Chinese. Das Wasser lebt. Man wartet auf uns. Manchmal, da sehe ich die Schatten, wenn sie hochspringen. Sie üben, bald haben sie das Ziel erreicht. Weißt du, wen ich meine?«
»Ja, die Haie!«
»Richtig, Chinese, diese Tierchen lauern auf uns…«

***

Tropfnaß stand ich auf dem schwankenden Floß und schaute den an, der sich vor mir aufgebaut hatte.
Es war der untote Ritter!
Verstehen konnte ich ihn nicht. Er stand da, schwankte ebenso wie ich und hielt sich mit einer Hand am Mast fest, während er mit der anderen den Dreizack umklammerte.
Noch hatten wir den Bereich der Brandung nicht verlassen.
Wellen rollten an, brachten Schaumkronen, die gegen unser Floß stießen und es überfluteten. Wir bewegten uns im Rhythmus der anrollenden Wellen mit, wobei ich es schwerer hatte, denn ich konnte mich nicht festhalten. Sicherheitshalber ging ich auf die Knie.
Das Floß hüpfte und drehte sich. Manchmal kränkte es auch über, als wollte es uns von Bord stoßen, aber immer wieder konnte es sich fangen, und die Wellen drückten es auch nicht gegen die aus dem Wasser ragenden Steine, sondern immer haarscharf vorbei.
Osborne hatte den Flammen-Dreizack. Ein Symbol des Meeresgottes Neptun, das ich aber auch in der Klaue des Satans gesehen hatte. Nun hielt es dieser untote Ritter. Damit war die Verbindung zwischen dem Teufel und ihm hergestellt.
Wind fuhr über das Wasser, traf mich und preßte mir die nasse Kleidung gegen den Körper. Ich begann zu frieren und klapperte mit den Zähnen. Das Floß geriet wieder in einen Wirbel und drehte sich um die eigene Achse. Ich hatte mit dem Gleichgewicht Mühe, rutschte in eine Ecke, und auch Osborne mußte kämpfen, um von der Fliehkraft nicht umgerissen zu werden. Er klammerte sich fest.
An seinen Flammen-Dreizack dachte er nicht mehr. Ich suchte nach einer Chance, ihn ihm zu entwinden. Vergeblich.

Hinter uns befanden sich die Schatten der Küstenfelsen. Manchmal drückten sie sich auch vor, so daß sie sich als hohe Kanten in das Meer hineinschoben, an denen unser Floß zersplittern konnte, wenn es die Wellen vorschleuderten.

Osborne dachte daran wohl nicht. Und auch ich verschwendete keine Gedanken mehr, ich mußte allmählich zu einer Entscheidung kommen, drückte mich höher, blieb aber breitbeinig knien.

Der untote Ritter und ich starrten uns gegenseitig an. Sein Gesicht war flach, als hätte jemand hineingetreten. Bleich und aufgedunsen präsentierte sich die Haut. Die Augen sahen aus wie gefrorener Gelee. Aus ihnen schaute mich der Tod an. Ohne jegliches Leben präsentierten sie sich, und auch innerhalb seines Gesichts bewegte sich kein Muskel.

Aber er wußte, was er zu tun hatte. Urplötzlich griff er an. Ich hatte damit gerechnet, daß er die drei Spitzen seiner Waffe in meinen Körper stoßen wollte, und warf mich auf dem schwankenden Floß zur Seite. Wenn der Speer in seiner ursprünglichen Richtung blieb, war es gut. Driftete er jedoch ab, hatte ich keine Chance.

Es zischte, als wäre kaltes Wasser auf eine heiße Ofenplatte getropft. Sofort riß mein Gegner ihn wieder hervor und mußte meinen Trittnehmen, den ich ihm im Liegen mitgegeben hatte. Mit den Armen rudernd wankte er zurück und fiel ebenfalls.

Die Rüstung schepperte laut, blieb aber intakt. Mein Gegner versuchte wieder auf die Beine zu kommen.

Das war nicht einfach.

Zu sehr behinderte ihn die Rüstung, so daß seine Bemühungen plump wirkten und ich mir sogar Zeit lassen konnte. Durch die zurücklaufenden Brandungswellen waren wir weiter auf das dunkle Meer hinausgetrieben worden und hatten den Bereich der scharfkantigen Felsen verlassen. Jetzt konnte die lange Dünung mit uns ihr Spiel treiben.

Ich wollte mich auf keinen langen Fight einlassen. Für mich war es wichtig, den Gegner schnell auszuschalten. Einer Silberkugel würde die Rüstung standhalten, deshalb wollte ich es mit einer anderen Waffe versuchen. Wenn er ein Freund des Teufels war, mußte er alles fürchten, was auch der Satan fürchtete.

Das war mein Kreuz!

Ich hatte mich dem mittleren Pfahl genähert, umklammerte ihn mit der linken Hand und holte mit der rechten mein Kreuz hervor.

Rasch streifte ich die Kette über mein nasses Haar, hielt die Waffe fest und ließ den anderen in dem Augenblick auf das Kreuz schauen, als er sich herumwälzte. Er mußte es sehen, erkannte auch den Gegenstand, der aus meiner Faust ragte, und reagierte so, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Er brüllte!

Noch nie hatte ich bis zu diesem Augenblick von ihm einen Laut gehört. Jetzt konnte er nicht mehr an sich halten. Er schrie seinen Ärger, seinen Schmerz und seine Pein hinaus, und sein Gesicht verzerrte sich auf grauenerregende Art und Weise.

Furchtbare Qualen mußten ihn durchzucken. Sein Kopf hob und senkte sich. Er schlug dabei hart auf die Bohlen des Floßes, und sein Arm, den er hatte gegen mich erheben wollen, fiel wieder zurück, so daß mir auch der flammende Dreizack nichts mehr anhaben konnte.

Ihn wollte ich besitzen.

Blitzschnell war ich bei dem untoten Ritter, hatte mich niedergekniet, packte den Schaft des Dreizacks und riß ihn hoch. Er schleifte noch über die Handfläche, so daß Hautfetzen abgerissen wurden und am Schaft hängenblieben.

Auf der Seite lag er und streckte einen Arm aus. Es kam mir vor wie eine bittende Geste, umsonst, ich würde den Dreizack nicht mehr aus der Hand geben.

Eine Welle hob unser Floß hoch. Ich hatte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht und war schneller als die Welle. Bevor wir in das Tal schossen, hatte ich mich auf die Knie fallen lassen und blieb in dieser breitbeinigen Haltung hocken.

Vor mir loderten die Flammen des Dreizacks. Sie tanzten über die Spitzen, gaben einen kalten Schein ab, der sich aus zwei Farben zusammensetzte. Einmal rot, zum anderen gelb.

Ich hielt ihn so, daß die Arme auf den Zombie wiesen, der es noch immer nicht geschafft hatte, sich auf die Beine zu stemmen. Bei jeder Bewegung des Floßes rollte er von einer Seite zur anderen und suchte irgendwo Halt.

Allein mit einem Zombie auf einem Floß zu sein, das hatte ich auch noch nicht erlebt. Aber man lernte nie aus, und ich hatte mich schon gut auf die neue Lage eingestellt.

»Kannst du reden?« fragte ich.

Eine Antwort bekam ich nicht. Dafür rollte eine neue Welle heran.

Sie hob das Floß diesmal nicht höher, sondern kam über. Der Zombie wurde erfaßt, auch meine Knie waren wieder naß geworden, denn dort rollte die Welle aus.

Ich ging davon aus, daß der Zombie einen Auftrag bekommen hatte. Wahrscheinlich von meinem Freund Asmodis, der sich im offenen Maul des Killerhais gezeigt hatte.

Und den Hai hatte ich nicht vergessen. Im Unterbewußtsein beschäftigte ich mich mit seiner Existenz und mußte auch daran denken, daß er bestimmt irgendwann erscheinen würde.

Ich hatte zunächst das Feuer des Dreizacks löschen wollen. Nicht mit Wasser, mit meinem Kreuz. Den Gedanken ließ ich nun fallen, weil ein

anderer Plan in meinem Kopf Gestalt angenommen hatte.
Etwas wuchtete gegen unser Floß.
Das war unter unserem Gefährt geschehen, und das Floß wurde an einer Seite in die Höhe gehoben, als hätte dort jemand mit einer Hand zugefaßt.
Ich kippte, mein Gegner rollte. Wir gerieten nahe aneinander, und konnten nichts dagegen tun.
Plötzlich sah ich den Arm.
Er lief in eine Hand aus, die ebenfalls in einem mittelalterlich wirkenden Eisenhandschuh steckte, dem ich nicht ausweichen konnte, als er nach unten fiel.
Er krachte auf meine Brust.
Genau das hatte der Zombie gewollt. Jetzt konnte er seine Kräfte einsetzen, um mich zu töten, denn mein Kreuz hatte ich in die Hosentasche gesteckt…

***

Sie tummelten sich unter ihnen!
Herrliche Haie, geschmeidige, graublaue Körper. Ein faszinierendes Schauspiel, das die Fische boten. Suko konnte die schlanken Leiber sehr deutlich erkennen, wenn er durch die feinen Maschen des Netzes nach unten in die Tiefe schaute.
Dort schäumte, brodelte und kochte es. Ein unterirdischer Wasserfall mußte sich in diesem Becken gesammelt haben, wo auch die Haie ihre Heimat hatten. Daß sie sich normalerweise nicht in diesen Gewässern aufhielten, darüber dachte Suko nicht nach. Er nahm die Existenz dieser Bestien als Tatsache hin.
Im Schacht war es dunkel, und Suko konnte die Haie auch nur erkennen, wenn er den Strahl der Lampe nach unten richtete, damit er auf das kochende Wasser und die springenden Körper fiel.
»Genug gesehen?« fragte der Rocker.
»Sicher.«
Die beiden mußten trotz der geringen Distanz sehr laut sprechen, um sich verständigen zu können. Suko hatte die Lampe gelöscht. Er hockte im Netz, das sich wegen des doppelten Gewichts durchgebogen hatte und über dem kochenden Wasser zitterte. Oben war die Luke sehr schmal geworden. Hin und wieder erschien der Kopf des wartenden Mädchens. Die Stimme hörten sie nicht. Brenda konnte nicht so laut schreien.
Machine Gun Kellys Gesicht leuchtete bläulich-bleich. In seinen Pupillen brannte ein düsteres Feuer. Er dachte über die Lage nach, und die war nicht gerade günstig.
»Hat der Teufel die Haie geschickt?« fragte er Suko.
»Davon können wir ausgehen.«

»Und weshalb?«
»Das bekomme ich auch noch heraus«, erklärte der Chinese.
»Wenn wir diesen Osborne kriegen.«
»Ist das der Ritter?«
»Ja.«
Der Rocker lachte. »Der ist doch tot und läuft trotzdem.« Er schlug gegen seine Stirn. »Verdammt, ich fasse es nicht. Ich begreife überhaupt nichts mehr. Ich wollte nur diese Tour machen, weg von den Grufties und Softies, raus aus dem stinkenden London. Und wohin gerate ich? An die verdammten Haie. Ich habe ihre Gebisse gesehen, die reißen alles klein.« Er beugte sich vor und legte Suko eine Hand auf die Schulter. »Ich sage dir was, Chinese, die Haie machen uns fertig. Die haben Kraft, verstehst du? Mehr Kraft als wir Menschen. Die schnellen aus dem verdammten Wasser, reißen ihr Maul auf und kommen so hoch, daß sie mit den messerscharfen Zähnen das Netz aufschlitzen können. Und uns reißen sie auch was ab, bevor wir im Wasser verschwinden.«
»Noch ist es nicht passiert.«
»Aber es wird passieren, Chinese.«
»Ich heiße übrigens Suko.«
»Meinetwegen. Ich bin Kelly. Machine Gun Kelly. Weißt du, weshalb ich den Namen bekommen habe?«
»Fühlst du dich als Killer?«
Er überlegte einen Moment. »Um überleben zu können, muß man sich so fühlen, verstehst du?«
»Nein.«
»Etabliert, wie?« höhnte Kelly.
»Sogar sehr in deinen Augen. Ich bin nämlich Polizist.«
Der Rocker zuckte zurück, als hätte er in Suko einen Aussätzigen vor sich. »Bulle?« ächzte er. »Du als Gelber bist ein Bulle? Das darf doch nicht wahr sein.«
»Sogar von Scotland Yard.«
Er schlug sich gegen die Stirn. »Scheiße auch! Unten die Haie und vor mir ein Bulle. Das kann ja nicht gutgehen. Das ist verrückt, schon pervers, einfach…«
»Reg dich wieder ab!«
»Bleibt mir ja nichts anderes übrig.« Er schüttelte sich. »Vor euch hat man auch nie Ruhe.«
Suko kümmerte sich nicht mehr um die Schimpferei seines unfreiwilligen Begleiters. Er wollte nach einer Möglichkeit suchen, aus dieser Falle zu entwischen. Deshalb schaltete er wieder seine Lampe an und ließ den Strahl an den Schachtwänden entlanggleiten, da er nachsehen wollte, wo und wie das Netz befestigt war.
Rechts und links von ihnen lief es den Schachtwänden entgegen und

war dort durch aus dem Gestein schauende Haken befestigt. Jemand hatte dort starke und reißfeste Seile verknotet. Wer dieser Jemand war, konnte Suko nur erraten. Möglicherweise Asmodis.

Als Suko seinen Arm senkte, berührte der Lampenstrahl auch das Gesicht des Rockers. Als Reflex huschte das Licht über sein Gesicht.

Es war schweißnaß, der Mund war an den Winkeln nach unten gebogen, wie auch sein rechter Zeigefinger, der in die Tiefe deutete.

»Da ist was.«

Suko leuchtete.

Der Rocker hatte sich nicht geirrt. Es waren die Haie, die den beiden noch wilder vorkamen als sonst. Die Tiere zogen nicht allein ihre Kreise, sie nahmen auch immer wieder einen gewissen Anlauf, um die Körper aus dem Wasser schnellen zu lassen.

Pfeilartig schossen sie hervor, hielten die Mäuler offen, so daß ihre spitzen Zähne schon in die gefährliche Nähe des Netzes gerieten, wo sie zubeißen wollten.

Suko rann es kalt über den Rücken. Noch trennten die Gebisse der Haie sie ungefähr eine Armlänge vom Netz, in dem sie lagen, aber wenn sie sich erst einmal eingesprungen hatten, würden sie auch zubeißen.

»Schöner Tod, nicht?« fragte Kelly.

»Noch leben wir.«

»Wenn dein Kumpel es nicht schafft, früh genug ein Seil zu besorgen, sind wir verloren.«

»Das seid ihr so oder so!«

Keiner der beiden hatte die Worte gesprochen. Ein anderer war erschienen.

Über ihnen hatte er sich manifestiert, und eigentlich hätte er nur sein dreieckiges Gesicht zu zeigen brauchen, um erkennen zu können, um wen es sich dabei handelte. Es war Asmodis, der Teufel!

Er stand nicht, er schwebte, und er schaute so hohnlachend und triumphierend auf die beiden Menschen herab, wie es eben nur der Satan konnte. Er genoß, das gehörte zu seinen großen Pflichten und Aufgaben. Sich an der Angst irgendwelcher Opfer zu weiden und daraus neue Kraft zu tanken. Suko besaß Waffen, allein sie nutzten gegen Asmodis nicht. Über einen Silberkugel-Treffer konnte er nur lachen. Die Dämonenpeitsche, eine sehr starke Waffe, reichte für ihn auch nicht, nur vor dem Kreuz fürchtete er sich, denn in ihm waren die Insignien der Erzengel eingraviert worden, und sie hatten damals, als die Zeiten begannen, das Gute vom Bösen getrennt.

Hätte es eine Chance gegeben, sich in eine Ecke zu verkriechen, Kelly hätte sie sicherlich genutzt. Das Erscheinen des Höllenherrschers hatte ihm einen regelrechten Schock versetzt, den er zunächst einmal verdauen mußte.

So stierte er in die Höhe, und sein Blick drückte allein das Gefühl aus, das in ihm tobte.

Angst!

Suko sah die Sache gelassener, auch wenn er sich nicht viel ausrechnete. Er wußte, daß Asmodis ein Schwadronierer war und sich gern reden hörte. Das hatte er oft so gehalten, und daran würde sich auch nicht viel ändern. »Du vergißt einen!« rief Suko dem Satan entgegen. »John Sinclair!«

Asmodis lachte grollend und produzierte die Schwefelwolken. Sie füllten bald den Schacht aus. Aus dem Dampf erklang krächzend die Antwort. »Sinclair kannst du vergessen. Auf ihn brauchst du nicht zu hoffen. Er ist außer Gefecht gesetzt worden.«

»Wie das?«

»Es war ein Fehler von ihm, die Spur des Ansgar of Osborneaufzunehmen. Ein großer Fehler sogar. Er hätte sich um ganz andere Dinge kümmern sollen. Jetzt schwimmt er auf dem Meer, und mein Killerhai wartet auf ihn. Sinclair wird seine Beute.«

Falls Suko erschreckt war, ließ er es sich wenigstens nicht anmerken. Er nickte nur. »Der Hai«, sagte er. »Was hast du mit ihm vor, Asmodis? Wieso haben wir dich im Maul dieses Fisches gesehen?«

»Weil nur er mich zu meinem Ziel führen kann.«

»Und das wäre?«

»Ich werde es dir nicht sagen. Es ist etwas, das nur allein mich angeht.«

»Und diesen Osborne.«

»Er ist mein Diener.«

»Weshalb hast du ihn zurückgeholt?«

»Weil er das Ziel kennt.«

»Und?«

»Ansgar of Osborne hatte in seinem Leben zu vielen Dämonen Kontakt. Unter anderem auch zu einem meiner großen Feinde. Er hat für den Spuk etwas gebaut.«

»Und was war das?«

»Der Dämonenschrein!«

Jetzt hatte Asmodis die Katze doch aus dem Sack gelassen. Suko wußte nicht, was er darauf erwidern sollte. Von einem Dämonenschrein hatte er noch nichts gehört. Wenn der Teufel sich persönlich auf die Suche machte, mußte etwas daran sein, und dann mußte dieser Schrein auch etwas Wichtiges enthalten.

»Was ist sein Inhalt?« fragte Suko.

»Etwas sehr Wichtiges.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Ich werde es dir nicht sagen, Chinese. Auch Sinclair soll dumm sterben, verschlungen von einem Haifisch…«

Sukos laute Stimme unterbrach den anderen. »Was genau willst du mit deinen verdammten Haien?«

»Ich wollte ihm einen Gefallen tun. Osborne ist Herr über die Haie. Er hat den Haizauber angewandt, die Tiere gehorchen ihm. Er kann sie lenken, sie dirigieren, sie sind auf ihn fixiert, denn er gehörte zu den wenigen Könnern, die den Tierzauber beherrschten. Er ist schon damals in der Welt herumgekommen und hat ihn aus einem fernen Land mitgebracht. Durch den Haizauber ist es ihm auch gelungen, mit dem Spuk Kontakt aufzunehmen, denn seine wahre Gestalt kennen nur wenige…«

Mehr sagte Asmodis nicht. Suko hatte die Worte sehr genau begriffen. Im Gegensatz zu Machine Gun Kelly, der den Kopf schüttelte und alles für Spinnerei hielt. »Das ist doch Wahnsinn«, sagte er. »Der ist verrückt. Der will uns hier auf den Arm nehmen…«

»Nein, das will er nicht.« Suko ließ Asmodis nicht aus den Augen.

Er wußte genau, daß der Teufel eine Hinterlist plante.

Unter ihnen gerieten die Haie in eine Art von Ekstase.

Sie schienen sich vermehrt zu haben, ein Körper nach dem anderen schnellte aus dem Wasser. Je mehr sich der Fisch dem Netz näherte, um so größer schien das weit aufgeklappte Maul zu werden, in das Suko und der Rocker hineinstarrten.

Die scharfen Gebißzähne blitzten ihnen entgegen wie helle Schwerter, in den verhältnismäßig kleinen Augen lauerte die Tücke und die Gier nach Menschenfleisch.

Der Teufel ließ die Haie tanzen. Aus einer sicheren Entfernung beobachtete er die beiden Männer, erfreute sich an ihrem Schrecken, und besonders der Rocker hatte Angst.

»Kann man denn nichts tun?« schrie er. »Das ist doch ein verfluchtes Unding, hier zu hocken und zu warten…«

»Du wirst sterben!« donnerte die Stimme des Teufels. »Und zwar in der nächsten Minute.«

Kelly schaute hoch. Er hatte schon den Mund aufgerissen, um etwas zu sagen, als ihm die Worte in der Kehle steckenblieben, da er die Aktivitäten des Teufels detailgetreu mitbekam.

Asmodis löste an einer Schachtseite das Halteseil des Netzes. Was das bedeutete, war den beiden klar.

Das Netz würde rutschen, sie mit und den aufgerissenen Kiefern der Raubfische entgegen.

Suko suchte verzweifelt nach einer Lösung. Er dachte an seinen Stab. Für fünf Sekunden hätte er die Zeit anhalten können, aber es wäre ihm in dieser Spanne nicht mehr gelungen, den Teufel zu vertreiben.

Und so war er machtlos!

»Tu was!« brüllte Kelly, schnellte hoch, brachte das Netz zum Schaukeln und hörte, wie auch Suko, die grölende Stimme des Teufels.

»Gute Reise dann!« schrie er und löste die Verbindung auf…

***

Die Pranke nagelte meinen Körper auf den Planken des Floßes fest.

Es war ein verdammt harter Griff. Der eiserne Handschuh drückte mich so hart gegen den ebenfalls festen Widerstand, daß es mir nicht gelang, mich in die Höhe zu stemmen.

Der Zombie würde mich killen!

Er beugte seinen Oberkörper vor, noch unterstützt durch das Schaukeln des Floßes, das ihn zusätzlich in meine Richtung drängte.

Ich sah sein Gesicht, diese blasse, widerlich teigige Masse, die an einigen Stellen bläulich schimmerte.

Den Modergeruch wehte der Wind weg, aber nicht die gelbliche Flüssigkeit, die aus seinem offenen Maul rann und gegen meinen Körper tropfte. Er war grausam und schlimm. Sein eherner Handschuh zerfetzte die nasse Kleidung, ich spürte bereits die Kälte des Metalls auf meiner Haut und mußte etwas unternehmen.

Es war möglicherweise diese Berührung, die mich aufweckte, so daß ich meinen rechten Arm herumschwang und den Dreizack fallen ließ. Er bohrte sich in die Rüstung des Zombies, der diesen Aufprall spürte, ein Zischen vernahm und seinen Griff löste. Ich rutschte unter ihm hinweg, drehte mich, bevor er nachfassen konnte, und gelangte auf dem schaukelnden Floß in eine kniende Haltung. Meine rechte Hand rutschte auf die Beretta zu. Ich wollte diesem Wesen eine Silberkugel durch den Schädel jagen, denn anders war es nicht mehr zu stoppen.

Mein Finger blieb am Abzug. Ich zog nicht durch, denn für Ansgar of Osborne war ich plötzlich uninteressant geworden. Wo ich sonst eine lebende Leiche mit einer geweihten Kugel aus dem Weg räumte, zögerte ich hier. Dieser Zombie war von einer besonderen Art, das bekam ich wieder mal zu spüren, denn er hatte den Dreizack gefaßt und richtete sich mit ihm in der rechten Klaue auf.

Etwas mußte für diesen lebenden Toten viel wichtiger als meine Person sein.

Er drehte mir sogar den Rücken zu. Die lebende Leiche hatte den Dreizack als Stütze benutzt. So konnte er auch stehenbleiben, trat bis dicht an den Rand des Floßes, baute sich dort breitbeinig auf und schaute auf die dunkle wogende Wellenfläche mit der langen Dünung.

Ich warf einen Blick zur Küste zurück.

Die Felsen verschwammen in der Finsternis. Nur dort, wo die Wogen gegen sie brandeten, sah ich einen weißen Schaumstreifen, der auf mich den Eindruck eines waagerecht verlaufenden Barts machte.

Keine Spur von Asmodis. Auch war nichts von seinem verdammten Killerhai zu sehen. Dennoch ging ich davon aus, daß beide in der Nähe lauerten und nur auf einen günstigen Zeitpunkt warteten, um

eingreifen zu können.

Manchmal schoben sich die langen Wellen wie dunkle Berge aus Glas heran. Sie wirkten jedesmal so, als würden sie unser Floß überschwemmen oder umkippen. Dabei schaukelten wir in die Höhe, wurden danach in das Wellental gedrückt, um der nächsten langen Dünung entgegensehen zu können.

Sehr deutlich nahm ich die Aura des Ungewöhnlichen oder Unheimlichen wahr. Der Mond hielt sich hinter abstrakt wirkenden Wolkenformationen versteckt. Dunkelheit lag dicht über dem Wasser, und die Schaumkränze der Wellen erinnerten mich an lange, schmale, blinde Spiegel.

Der Zombie starrte auf die See!

Er hatte den rechten Arm angewinkelt und hielt seinen Flammen-Dreizack dabei so, daß die drei Spitzen auf die Wasserfläche deuteten. Ihr loderndes Muster veränderte sich in den folgenden Sekunden, als der Untote begann, den Dreizack zu bewegen.

Zuerst führte er ihn in einen Kreis. Die Flammenarme bewegten sich mit. Sie zeichneten die runde Spur glühend nach und liefen ineinander über, je schneller der andere seinen brennenden Dreizack führte.

Da er sich sehr rasch bewegte, stand die Figur in der Finsternis und veränderte sich plötzlich, weil der Untote seinen Arm wieder in die Höhe schnellen ließ.

Er stach den Dreizack in die Düsternis. Es war das Ende seiner lautlosen Beschwörung und gleichzeitig der Beginn einer neuen Gefahr. Die erkannte ich schon, bevor der andere sich umgedreht hatte.

Die See ist nie ruhig, auch bei einer Flaute nicht. Wellen bilden sich immer, aber sie quirlen nie so schaumig in die Höhe, wie das in der Nähe unseres Floßes geschah.

Das hatte einen anderen Grund.

Ich wollte ihn nicht glauben, denn ich hatte ihn noch nicht gesehen, aber ich ahnte, was sich dort tat.

Der andere mußte durch seine finstere Beschwörung die Haie herangeholt haben.

Und so war es auch.

Mich durchfuhr ein heißer Schreck, als ich den ersten schlanken Körper entdeckte, der dicht unterhalb der Wasseroberfläche pfeilschnell dahinglitt, sich drehte und unser Boot umkreiste. Mit dem größten Teil seines grauen Leibes blieb er unter Wasser, nur den Schädel streckte er hervor, und das reichte mir, denn ich sah sein geöffnetes Maul und die tückischen Augen, die mich anstarrten und regelrecht sezierten, als wollten sie eine besonders günstige Stelle an mir aussuchen.

Der nächste schwamm herbei.

Wie ein Torpedo glitt er auf das Floß zu, hätte eigentlich abdrehen müssen und hämmerte mit seinem Maul dagegen, so daß ich damit rechnete, es gleich knirschen zu hören, wenn er das Holz zerbiß.

Er zog sich zurück.

Wieder sah ich einen herbeischwimmen. Aus der Tiefe stieß er hoch, und zwar dort, wo Ansgar of Osborne auf ihn wartete, wie ein Dompteur auf den Delphin.

Der Zombie bewegte seinen Flammen-Dreizack, er führte damit den Hai, der sein Maul weit aufriß, dem Körper in der Luft eine Drehung gab, bevor er wieder mit einem geschmeidigen Satz im Wasser verschwand.

Diese Spielchen waren nicht possierlich. Die Tiere führten sie auf, um uns ihre Macht zu zeigen. Osborne würde sich daran sicherlich ergötzen, ich weniger, denn die Haie, davon ging ich aus, hatten es allein auf mich abgesehen.

Sie umkreisten das Floß. Immer enger drehten sie die Runden.

Das Wasser quirlte und schäumte. Manchmal stießen sie auch mit ihren rauhen Leibern gegen das Holz, als wollten sie dafür sorgen, daß unser Floß endlich umkippte und wir im Wasser verschwanden.

Ich hatte mich sicherheitshalber hingekniet. So wurde mir ein besserer Halt gegeben. Die Blicke konnte ich nicht überall haben.

Zudem waren die schlanken Leiber der Fische einfach zu schnell, wenn sie ihre Runden um das Floß drehten.

Ansgar of Osborne hatte die Raubfische durch seine stumme Beschwörung herbeigeholt, für ihn war die Arbeit praktisch erledigt, so daß er sich anderen Dingen zuwenden konnte.

Das tat er auch.

Lässig drehte er sich um. Die drei brennenden Dreizack-Pfeile wiesen auf meinen Körper, er aber schaute in die Mündung der Beretta und gegen das Kreuz, das ich wieder hervorgeholt hatte.

Wind wühlte sein spinnendünnes Haar in die Höhe. In seinem teigigen Gesicht bewegten sich die Augen, die blassen, kaum zu erkennenden Lippen zuckten, nur bemerkte ich nicht mehr die Angst bei ihm, die er beim ersten Anblick des Kreuzes empfunden hatte.

Dieser Zombie mußte als normaler Mensch schon etwas Ungewöhnliches gewesen sein, sonst wäre er nicht in der Lage gewesen, als Untoter die Könige des Meeres zu dirigieren, die noch immer in einer wahnsinnig anmutenden Geschwindigkeit unser Floß umkreisten und an graue, in schnelle Bewegung geratene Torpedos erinnerten.

Was genau wollten sie?

Bisher blieben sie zum Glück harmlos, dies allerdings änderte sich, als der Zombie seinen rechten Arm bewegte und damit auch den verdammten Dreizack.

Er stieß ihn hoch.
Als hätten die Haie nur auf dieses Zeichen gewartet, waren sie plötzlich da. Diesmal zu zweit. Sie wuchteten die grauen, langen, auch herrlichen Körper aus den Fluten, drehten sich im Sprung, rissen dabei die Mäuler auf und befanden sich plötzlich über dem Floß.
Noch einmal veränderten sie ihre Sprungrichtung, damit sie sich auf ein Opfer einfixieren konnten.
Und das war ich!

***

Das Netz riß nicht, es fiel!
Gleichzeitig verschwand der Teufel mit einem schaurigen Lachen auf den Lippen, in das sich der kreischende Entsetzensschrei des Rockers mischte, als er nach hinten kippte.
Der noch junge Mann, dem es nichts ausgemacht hatte, in London Menschen zu terrorisieren, erlebte in diesen Augenblicken eine wahre Todesangst. Es war furchtbar für ihn. Mit beiden Armen schlug er um sich, suchte nach einem Halt, rutschte aber weiter, hörte Sukos harten Befehl, und es gelang ihm tatsächlich im letzten Augenblick, seine Finger in die schmalen Öffnungen des herabhängenden Netzes zu verkrallen, wo er sich eisern festhielt und für einen Moment Ruhe hatte. Man konnte es bei ihm als Pech im Glück bezeichnen. Er hätte früher zufassen müssen, denn so hing er dicht am Rand des Netzes fest, das jeden Moment seinem Gewicht nachgeben und auch reißen konnte.
Suko hatte es da besser gemacht. Er war ein Mensch, der auch in extremen Situationen nicht den Überblick verlor. Hier war es ihm so ergangen.
Kaum hatte er den ersten Ruck des Netzes gespürt, als er schon seinen Arm bewegte und zugriff.
Mit der rechten Hand zuerst, die linke sofort folgend, hatte er seine zehn Finger in die Lücken verhakt und hielt eisern fest.
Das Netz mußte zwei Gewichte aushalten.
Auf die Dauer würde es das nicht schaffen, vor allen Dingen nicht, wenn man wie Kelly in Panik geriet und mit den Beinen strampelte.
»Hör damit auf!« schrie ihn Suko an.
Kelly hob den Kopf. Die beiden hingen ziemlich nahe beisammen, der Rocker ein Stück unter Suko, aber sein Gesicht war nur mehr als glänzender Fleck zu erkennen. Der Schweiß verschaffte sich in wahren Bächen freie Bahn und lief wie Leim über die Augen des jungen Mannes, der voller Panik steckte.
Unter ihnen tobten die Haie in dem Wasserwirbel. Suko fragte sich, wann sie hochschnellen und zubeißen würden, und er fragte sich weiterhin, wie lange sie sich an diesem Netz halten konnten, das

irgendwann einmal reißen mußte, wenn es einseitig belastet wurde.
»Verdammt noch mal, Bulle, so tu doch was!« schrie Kelly voller Panik. »Ich drehe noch durch!«
»Zieh dich höher!«
»Kann nicht…«
»Versuch es, sonst schnappen dir die Biester noch deine Füße weg!«
Der Rocker lachte heulend. Er kämpfte jetzt gegen sein Schicksal an, löste die linke Hand, wollte höher greifen und verfehlte die Maschen. Statt dessen streckte er die Beine aus, genau in dem Moment, als der erste Hai sprang.
Und der kam hoch.
Ein geschmeidiger dunkelgrauer Schatten schoß aus dem Wirbel hervor. Das Maul offen, die Zähne gebleckt, so biß er blitzschnell zu.
Suko hörte den Rocker schreien.
Es war ein furchtbarer Laut, der durch den Schacht hallte und auch von dem oben wartenden Mädchen gehört werden mußte. »Er hat mich erwischt, verdammt, er hat mich erwischt.«
»Dann komm auch hoch!«
Suko hätte ebenso gegen eine Wand reden können. Machine Gun Kelly hörte ihn nicht oder wollte ihn nicht hören. Er schüttelte in wilder Verzweiflung den Kopf, was auch wieder ein Fehler war, denn diese Bewegung übertrug sich automatisch auf seinen Körper, so daß dieser in Schwingungen geriet und es kam, wie es kommen mußte.
Das Netz riß.
Genau an der Stelle, die der Rocker mit der rechten Hand umklammerte. Durch seine Gestalt ging ein Ruck. Es sah so aus, als würde er in die Tiefe fallen und zwischen den weit aufgerissenen Mäulern der Haie verschwinden, aber in einer schier übermenschlichen Kraftanstrengung hielt er sich noch mit der linken Hand fest, wobei sein hängender Körper nicht mehr in der gleichen Lage blieb, sondern sich drehte.
Er schwang genau in die Richtung, in die Suko zwangsläufig schaute, so daß die beiden sich anstarrten. Noch hing Suko relativ sicher, aber auch er spürte das harte Ziehen in seinen Armen und hatte das Gefühl, daß bereits einige Maschen über ihm gerissen waren.
Zuerst war der Junge an der Reihe. Der Inspektor konnte ihn nicht dort hängen lassen. Obwohl auch er sich in einer lebensbedrohlichen Lage befand, wollte er dem anderen helfen.
Deshalb drehte er sich weiter.
Dabei fiel sein Blick nach unten. Der rechte Schuh des Rockers fehlte, auch der Strumpf, und der Hai hatte noch mehr erwischt.
Aus der Wunde fiel das Blut in Tropfen nach unten, klatschte in das brodelnde Wasser und stachelte die Raubfische noch mehr an. Sein Geruch machte die Haie schier wahnsinnig.

Sie tobten in diesem schmalen Felsenbecken, sprangen, klatschten gegeneinander, wurden noch mehr aufgepeitscht und würden sich bestimmt gegenseitig zerreißen, wenn das so weiterging.

Wieder schnellten zwei Körper aus dem Wasser. Sie waren sehr schnell. Die Reißzähne schnappten zu, doch diesmal vergeblich.

Dicht unter den Füßen des Rockers klappten die Kiefer zusammen, während die Haie wieder in den brodelnden Hexenkessel hineintauchten und auf ihre Artgenossen fielen.

»Ich kann mich nicht mehr halten!« jaulte Kelly. »Mein Arm reißt gleich ab!«

»Nur für einen Moment noch!« schrie Suko zurück. »Ich komme und helfe dir.«

»Mach schon!«

Das war leichter gesagt, als getan, denn auch Suko mußte seine Richtung verändern. Um Erfolg zu haben, würde er schräg auf den anderen zuhangeln müssen.

Eine verdammte Sache.

Aber er riskierte es und setzte sein eigenes Leben damit aufs Spiel.

Das Netz hing nicht nur durch, es federte auch nach, wenn sich der Inspektor bewegte, und er hoffte, daß sich Kelly so vernünftig anstellte, wie es gefordert war.

»Bewege dich nur nicht!« schrie er dem Rocker zu. »Versuche, meine ausgestreckte Hand zu greifen. Verstanden?«

»Ja.«

Eine Antwort bekam Suko nicht. Der andere verzerrte nur sein Gesicht noch mehr. In den Zügen paarten sich die Angst und die Anstrengung.

Suko versuchte es. Er mußte sehr vorsichtig und auch langsam zu Werke gehen, denn die Zeit drängte. Ein gewagtes Spiel auf Leben und Tod hatte begonnen, denn als sich Suko nach unten drückte und mit einer Hand noch nachfaßte, wobei er seine Finger in die Netzmaschen verkrallte, spürte er den leichten Ruck über sich.

Es waren wieder einige Maschen gerissen.

Sein Herzschlag beschleunigte sich. Auch Suko war nur ein Mensch. Möglicherweise hätte auch er seine Angst hinausgeschrien, aber er hielt sich zurück. Es machte sich nun sein Training bemerkbar, auch in Extremlagen die Übersicht zu behalten.

In einem halben Kreisbogen schoß der nächste graue Körper aus der Flut, aber sein Gebiß schlug unter den beiden Männern zusammen, und er klatschte wieder zurück.

»Mach doch…!«

Machine Gun Kelly bekam von Suko keine Antwort. Jedes Wort hätte Kraft gekostet, und die zu verlieren, konnte er sich auf keinen Fallleisten. So arbeitete er sich im Schweiße seines Angesichts weiter

voran, um das Leben des jungen Mannes unter Einsatz seines eigenen zu retten oder nur beide um Sekunden zu verlängern.

Er hoffte, daß Kelly noch in etwa die Nerven behielt und nicht nach ihm schlug, so daß er alles zerstörte und beide mit in den sicheren Tod riß.

Suko hatte sich jetzt so weit nach links und in die Tiefe gehangelt, daß er seinen linken Arm ausstrecken konnte. Mit der rechten Hand hielt er sich fest, das volle Gewicht war dorthin verlagert, hatte das Netz straff gespannt und Suko hoffte…

»Greif zu! Versuche es!«

Er fuhr den anderen hart an, der sich noch nicht traute, Suko aus weit geöffneten Augen anschaute und mit bebenden Lippen Worte formulierte, die er selbst nicht verstand.

Suko hätte sich in diesem Moment gern einen doppelt so langen Arm gewünscht, da wäre er besser an den Rocker herangekommen.

So aber mußte er mit großen Schwierigkeiten kämpfen, um überhaupt in greifbare Nähe der anderen Finger zu gelangen.

Sosehr sich Suko auch bemühte, ihn trennte noch immer etwa die Länge eines Daumens. Im Prinzip eine lächerliche Distanz, in diesem Falle jedoch so gut wie unüberbrückbar.

»Kannst du mir noch ein winziges Stück entgegenkommen?« schrie der Chinese gegen das Toben des Wassers an.

»Nein…!«

»Versuche es trotzdem!«

Kelly wollte, er strengte sich an. Das Netz war bis zum Zerreißen gespannt!

Noch hielt es…

Unter den beiden tobten die Fische. Auch auf sie mußten sie achten, denn die Haie schossen mit ihren grauen Körpern immer wieder hervor, rissen die Mäuler auf, schnappten gierig, um anschließend in die Tiefe zu fallen, wo das gurgelnde Wasser über ihnen zusammenschlug.

Wie lange würde das Netz halten?

»Noch ein winziges Stück!« schrie Suko.

Er selbst konnte nicht mehr, hatte alles eingesetzt und hoffte, daß er Kraft genug besaß, um den anderen auch halten zu können.

Kelly reckte sich.

Kontakt!

Die Finger der beiden Männer berührten sich. Beide schweißbedeckt, schienen sie aneinander zu kleben, und jeder mußte seine Hand noch um eine Winzigkeit vorschieben.

Da schoß ein grauer Körper aus der Tiefe hoch. Er streifte die Beinedes Rockers, den es wie ein elektrischer Schlag durchfuhr. Er zuckte so heftig zusammen, daß er alles vergaß.

Suko sah das Unheil kommen.

Er brüllte dagegen an, doch seine Stimme wurde von dem Todesschrei des Machine Gun Kelly übertönt, als dieser vor seinen Augen in die Tiefe fiel und gleich auf zwei Haikörpern landete, wo er abrutschte, unter das kochende, schaumige Wasser gedrückt wurde und die Raubtiefe sich auf ihn stürzten.

Suko schaute nicht hin.

Er hing am Netz, seine Augen waren verdreht, der Blick nach oben gerichtet.

Machine Gun Kelly hatte es nicht geschafft. Es war aus, sein Leben verwirkt.

Konnte Suko seines retten?

Genau dort, wo der Rocker gehangen hatte, baumelten Netzfetzen in die Tiefe. Es wurde nur noch mehr von einer Seite belastet. Diese Tatsache konnte sich auch zu einem Fluch auswirken, denn ewig würden die Maschen nicht halten.

Suko verdrehte die Augen. Ein Schrei klang ihm entgegen. Aus einer Frauenkehle war er ausgestoßen worden.

Brenda Cooper mußte am Rand der Öffnung sitzen und in die Tiefe starren. Möglicherweise hatte sie mitbekommen, was mit ihrem Freund geschehen war. Helfen konnte sie nicht mehr.

Und doch mußte von dort Hilfe kommen!

Suko hoffte auf Tom Jones. Wenn er schnell genug war und ein langes Seil geholt hatte, konnte das die Rettung bedeuten.

Aber Tom kam nicht.

Dafür spürte Suko die beiden dicht hintereinander folgenden Rucke. Ein Zeichen dafür, daß wieder einige Maschen dem Druck nicht standgehalten hatten und gerissen waren. Wenn das so weiterging, landete auch er bald zwischen den Haien. Der Gedanke ließ ihn nach unten schauen.

Das Wasser hatte sich zwar nicht beruhigt, aber so schlimm wie noch vor einer Minute tobten die Wellen nicht.

Von Machine Gun Kelly sah Suko bis auf einen Turnschuh nichts mehr, der kreiste mit der Strömung an der Oberfläche.

Der Rocker hatte es hinter sich.

Wie lange mußte Suko noch warten? Auch darüber machte er sich seine Gedanken, während er merkte, daß seine Kraft immer mehr abnahm. Lange würde er sich nicht mehr halten können. Er konnte sich auch nicht an der Schachtwand abstützen. Sie war einfach zu feucht. Hand oder Fuß würden sofort abrutschen.

Wieder schaute er in die Höhe.

Dicht über sich sah er das bis zum Zerreißen gespannte Netz. Auf eine größere Fläche verteilt hielt es, aber bei einer so kleinen und bei diesem Druck mußte es einfach reißen.

Und es riß.

Nicht ganz, nur wenige Maschen, aber Suko fiel ein Stück nach unten und geriet damit in die gefährliche Nähe der aus dem Wasser schnellenden Haie, die ihre Chance nutzen wollten und nach Sukos Beinen schnappten.

Er hatte sie angezogen und konnte den messerscharfen Gebissen somit entgehen.

Seine Arme spürte er kaum noch. In den Gelenken hatte sich ein Ziehen ausgebreitet, als wäre eine Kraft dabei, jede Ader gleichzeitig auszureißen. So hing der Chinese da, konnte überhaupt nichts tun und wartete praktisch darauf, daß auch die letzten Fäden rissen…

***

Ich sah die beiden Haie kommen und größer werden. Sie sprangen…

Meine Beretta war schneller.

Ich feuerte zweimal. Die Mäuler waren überhaupt nicht zu verfehlen. Dort hinein jagte ich die geweihten Silbergeschosse.

Mehr konnte ich einfach nicht tun. Mich nur noch zur Seite werfen. Ich knallte auf die Holzplanken, eine Welle schoß über, bedeckte auch mich, mir drang Wasser in den Mund, ich spie es aus und sah die beiden schattenhaften Körper über das Floß hinwegfliegen, soviel Kraft hatten sie tatsächlich in ihren Sprung gelegt.

Der eine schaffte es und glitt in das dunkle Wasser. Der andere aber hieb mit seinem Oberkörper auf das Floß, rutschte noch weiter und tauchte erst dann unter.

Ich kam wieder hoch.

Ansgar of Osborne starrte mich an. Seinen flammenden Dreizack hielt er fest. Über die drei Spitzen huschte das Feuer. Er beherrschte diese Tiere, konnte mir sie vielleicht im Dutzend auf den Leib schicken, das genau wollte ich nicht.

Ich mußte Schluß machen.

Deshalb stemmte ich mich von den Knien hoch auf meine Füße und schritt ihm entgegen.

Furchtlos, das Kreuz und die Beretta in den Händen.

Um das Floß herum hatte sich das Meer in eine kochende Hölle verwandelt. Dort kamen die Haie ihrem Trieb nach. Sie stürzten sich auf die von mir getroffenen Artgenossen und zerrissen sie. So waren sie wenigstens zunächst beschäftigt.

Ich wollte Osborne!

Der Untote ahnte, was ihm bevorstand, er nahm eine andere, gespanntere Haltung an. Den rechten Arm senkte er, so daß die drei brennenden Lanzen auf mich wiesen.

Er würde mich nicht beschwören können, das wußte er, deshalb rammte er den Dreizack auch vor.

Abermals war es für mich nicht einfach, auf dem schwankenden Floß auszuweichen, zudem bewegte sich der Untote überraschend schnell. Ich hatte Glück, daß mich die Spitzen nicht an der Schulter erwischten und sie aufrissen.

Schnell drehte ich mich, ließ ihn auch bei seiner zweiten Attacke ins Leere laufen. Eine Welle hob das Floß in diesem Moment hoch, mich gleich mit, so daß ich die Gunst der Sekunde nutzte, den Schaft zu fassen bekam und dem Zombie den Dreizack entriß.

Ich sprang einen Schritt zurück. Das war gut, der drehende Untote hätte mich mit dem Schlag seines verdammten Eisenhandschuhs sonst noch voll erwischt.

Er pfiff ins Leere, die Rüstung schepperte, als ich mit dem Dreizack Osborne in der Körpermitte voll erwischte. Er wurde zurückgetrieben und fiel mit seinem Gewicht gegen den Mast, der bedenklich wackelte.

Ab jetzt lagen die Vorteile auf meiner Hand. Ich konnte ihm, wenn ich wollte, den Dreizack ins Gesicht schleudern, hatte schon ausgeholt, sah den Schrecken in seinen Augen, als das geschah, mit dem ich eigentlich schon früher gerechnet hätte.

Nicht einmal weit entfernt schien ein Seebeben das Meer zu erschüttern. Es begann mit einem Grollen, dann schlugen und peitschten die Wellen hoch, das Floß wurde gepackt, als wäre es nur mehr ein kleines Spielzeug, über die Wasserberge hinweggeschleudert, und ich konnte mir ausrechnen, wann Osborne und ich in den dunklen Fluten versinken würden.

Ich kippte, rollte über das Floß, hielt den Dreizack fest, als wäre er ein Lebensretter, wurde gegen die an den Seiten entlanglaufende hochstehende Kante gedrückt und wieder in eine andere Richtung geschleudert, so daß ich in die Nähe des Mastes geriet.

Da hielt ich mich mit der freien Hand fest.

Noch einen Stoß bekam unser primitives Gefährt, der es fast wieder hochgeschleudert hätte, doch eine querankommende Woge kam über, drückte es nach hinten, und ich hatte das Gefühl, in einer Wasserwand zu liegen, weil das Zeug auch mich überspülte.

Sekunden später erst bekam ich Luft.

Tief atmete ich ein, stemmte mich halb auf die Füße, sah meinen Gegner liegen und kümmerte mich nicht um ihn, da eine andere Sache wesentlich wichtiger war.

Fast zum Greifen nahe erhob sich das gewaltige, aufgerissene Maul des Killerhais aus dem Wasser. Und beinahe lässig zwischen den beiden Kiefern stand mein Todfeind Asmodis, der sich in diesem Moment köstlich amüsierte…

***

Zeit kann schnell vergehen. Sie kann sich aber auch sehr lange

hinziehen, wie im Fall des Chinesen Suko. Er hatte das Gefühl, als wären bei ihm beide Faktoren zusammengekommen, während er an diesem Netz hing und eigentlich darauf wartete, daß es riß.

Furchtbar für ihn war das Rucken der einzelnen reißenden Maschen. Jedesmal durchzuckte Sukos Körper dann ein Schreck, so daß er sich fragte, ob dies nun das endgültige Aus war.

Er schaffte es immer wieder.

Noch hielt er sich…

Unter ihm lauerten die Haie. Sie wurden in dem schäumenden, natürlichen Felsenbecken fast verrückt, ein Opfer hatten sie bekommen, das zweite wollten sie auch erwischen, aber Suko gelang es immer wieder, die Beine anzuziehen.

Ein anderer hätte es kaum mehr geschafft. In diesen langen Minuten bewies der Chinese, wie zäh er war. Aufgabe kannte er nicht, ebensowenig wie die Haie.

Sie kreisten, sie lauerten, sie öffneten ihre Mäuler, ließen ihre Hauer blitzen, sprangen manchmal wie Delphine, glitten wieder zurück und tauchten tiefer, um auch unter Wasser ihre Kreise zu drehen.

Suko schielte in die Höhe. Er zwang sich dazu, nicht mehr an die Haie zu denken. Für ihn allein war es wichtig zu überleben, und vielleicht gab ihm jemand die Chance.

Da war Tom Jones!

Er hatte den Mann weggeschickt, damit er ein Seil besorgte. Wie lange brauchte Tom, um es zu holen? Wohin mußte er laufen. Suko kannte die Gegend nicht gut genug, um sich selbst darauf eine klare Antwort geben zu können.

Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als weiterhin an den dünnen Netzfäden zu hängen und abzuwarten.

Bis zu dem Ruf!

Er hallte ihm entgegen, als wieder mehrere Maschen rissen und Suko den Ruck mitbekam. Diesmal war es nicht die Stimme des Mädchens, sondern die von Tom.

»Ich habe es!«

Suko hätte kaum antworten können. Irgendwie saß seine Kehle zu. Er brachte ein Krächzen zustande, das war alles. Den Kopf hatte er in den Nacken gelegt, sah oben, wo der Schacht endete, eine schattenhafte Bewegung, dann fiel etwas nach unten.

Es bewegte sich auf den ersten Yards wie der Körper einer Schlange, wurde dann länger, streckte sich, klatschte gegen die Innenwand des Schachts, rutschte schneller, berührte schon das Netz und kam in Sukos Nähe zur Ruhe.

Die Länge reichte soeben noch. Zudem hatte Tom Jones mitgedacht und eine Schlinge geknüpft, die Suko als große Hilfe nehmen konnte. Er streckte seinen linken Arm vorsichtig aus, bekam das Seil zu packen

und sah im gleichen Moment den Lichtstrahl, der bleich und breit in den tiefen Schacht fiel.

Die Helligkeit blendete ihn im ersten Moment. Zudem hielt Tom die Lampe nie ruhig, denn der weiße Arm tanzte von einer Schachtwand zur anderen und gab dem Inspektor die Gelegenheit, Einzelheiten zuerkennen.

Die Schlinge war groß genug geknüpft worden, damit er sich hineinhängen konnte. Er streifte sie über seine Schulter, bewegte sich dabei hektischer, und das genau nahm ihm das Netz übel.

Es riß.

Suko hatte sich noch mit einer Hand festgehalten. Er spürte denheftigen Ruck, den Fall, das Reißen, sah zwei Haie springen, wurde von dem kalten Wassersprüh benetzt und schaute dem fallenden Netz hinterher, das auf die Körper der Fische klatschte, bevor es verschwand.

Geschafft!

Suko holte tief Luft. Er hing in der Schlinge, auch keine bequeme Lage, aber noch immer besser, als Gefangener dieses Netzes zu sein.

Zudem hatte Tom Jones oben am Schachtende viel Kraft angesetzt, um das Seil nebst Suko zu halten.

Er würde den Inspektor kaum hochziehen können. Da mußte sich Suko schon selbst helfen, und das gelang ihm auch, als er in die Nähe der Steigeisen geriet.

Über sie konnte er nach oben klettern.

Die letzten waren gebogen. Er hatte Mühe, sie mit einer Hand zu erreichen, schaffte es dennoch und hangelte sich höher, wobei er sich mit einem Bein abstützte.

Das Seil gab ihm eine zusätzliche Sicherheit. Tom hielt es fest, er zog auch daran, denn Suko spürte den Druck unter seinen Achseln, als es immer weiter hochging.

Er atmete tief durch.

Zum erstenmal seit geraumer Zeit fühlte er sich einigermaßen sicher. Unter ihm – jetzt zum Glück tiefer – tobten die Raubfische. Sie jagten durch ihr enges natürliches Bassin und waren durch nichts mehr zu stoppen. Nun mußten sie mit ansehen, daß ihr Opfer verschwand.

»Das war's, Freunde!« keuchte Suko. »Aber diesmal für immer, ihr verfluchten Bestien!«

Überrascht stellte er fest, daß sich auch seine Stimme wieder erholt hatte. Er sprach beinahe normal und litt nicht mehr unter dieser gewaltigen Anstrengung.

Deshalb drückte er den Kopf in den Nacken und schrie nach oben.

»Tom, hörst du mich?«

»Ja.«

»Ich klettere hoch. Hilf mir dabei! Du mußt nur ein wenig ziehen.

Nur nicht zu hart, okay?«
»Ja, geht klar.«
Tom gab sein Bestes. Suko hörte ihn sogar keuchen, so sehr strengte er sich an. Der Fischer hätte es nie geschafft, wenn er nicht von Suko unterstützt worden war. Er fand zielsicher die Tritteisen und verteilte sein Gewicht stets auf zwei gleichmäßig, so daß er keine Angst zu haben brauchte, daß sie brachen.
Unangefochten ließ er den Schacht hinter sich und damit auch die Geräusche des schäumenden Wassers. Der Ausschnitt über ihm vergrößerte sich, nahm deutlichere Konturen an, und Suko erkannte auch für einen Moment die Gestalt des Mädchens, bevor Brenda Cooper hastig zurücktrat.
Nur noch wenige Yards lagen vor ihm. Tom atmete ebenso heftig wie der Chinese. Die beiden sahen sich, starrten sich an, und Suko erkannte das Erschrecken im Gesicht des Fischers.
»Gott, wie siehst du aus?«
Er bekam keine Antwort, Suko brauchte seinen Atem, um sich über den Rand stemmen zu können.
Das tat er wie jemand, der am Ende seiner Kräfte war. So langsam und auch ächzend.
Vor seinen Augen bildeten sich manchmal Kreise und Nebel, und Suko merkte es kaum, daß er plötzlich neben der Luke lag und der frische Wind über sein Gesicht strich.
Er blieb auf dem Bauch liegen, wurde von Brenda und Tom angesprochen, gab keine Antwort, sondern holte Luft. Tief und regelmäßig, er spürte das Zittern seiner Glieder, die Achselhöhlen und Schultern brannten, weil die Muskeln und Sehnen von der langen Hängerei überanstrengt worden waren. Auch gelang es ihm nicht, noch weiter zu sprechen. Im Hals saß ein dicker Kloß, der ihn daran hinderte.
»Okay, alles wieder okay?«
Mehrmals wiederholte Tom die Frage, bis sich Suko so gut fühlte, daß er sich hochstemmen und hinsetzen konnte. Er nickte. »Ja, es ist alles wieder okay.«
Aus dem Schatten der Burgmauer löste sich eine Gestalt. Sie kam sehr zögernd auf den Chinesen zu.
Es war das Mädchen.
Im Mondlicht wirkte ihr Gesicht bleich. Aber es trug nicht für den erschreckten Ausdruck die Schuld, der die Züge der Brenda Cooper zeichnete. Sie hatte es nicht gesehen, aber sie konnte sich einiges zusammenreimen und stellte zitternd die Frage.
»Ist er tot?«
»Ja«, krächzte Suko. »Er hat es nicht geschafft.«
Für einen Moment blieb sie stehen, ohne sich zu rühren. Nur die

Hände hielt sie geballt, und durch die Arme rann ein heftiges Zucken. »Wirklich?« flüsterte sie mit einer Stimme, die so unnatürlich fremd klang.

»Ja.«

Tief holte sie Luft. Brenda wankte. Auch Tom merkte es und stützte sie ab. »Warum?« fragte sie plötzlich. »Verdammt, warum gerade er. Warum?« Das letzte Wort brüllte sie hinaus. Der Klang ihrer Stimme sprach von dem gewaltigen Schmerz, den sie bei diesen Worten empfand. Sie schüttelte den Kopf, begann zu weinen und sank plötzlich zusammen, weil ihre Knie einfach nachgaben.

Der alte Fischer fing sie ab und zog sie in den Schatten der Mauer, wo er Brenda niederlegte. Dann kam er zu Suko. »Ja?« fragte auch er. »Warum? Wie konnte es passieren?«

»Das Netz war an einer Seite gerissen. Wir hingen an der anderen und schafften es soeben noch, uns festzuhalten. Glaub mir, ich habe alles versucht. Er ist in die Tiefe gefallen.«

»Da war Wasser, nicht?«

»Ja – und die Haie!«

Mehr brauchte der Inspektor nicht zu sagen. Der alte Fischer hatte verstanden. Er nickte langsam und mechanisch. Er sprach auch nicht.

Schließlich wandte er sich ab und setzte sich auch nieder. »Ich habe es gewußt.«

»Was hast du gewußt?«

»Daß die Haie kommen.«

»Wieso?«

»Der Teufel, der große Hai, dieser Osborne, das gehört alles zusammen. Man hat ihm nachgesagt, daß er sich mit Tieren sehr gut verstand. Er hat sie verhexen können, sie hörten auf ihn. Hier waren es die Haie, die er herholte, als er zurückkehrte. Er muß zu seinen Lebzeiten vom Teufel hofiert worden sein.«

»So sieht es aus.« Suko konnte an den Tatsachen nichts mehr ändern. Er war soeben noch mit dem Leben davongekommen, und deshalb dachte er auch weiter. »Hast du nichts von John Sinclair gehört?« fragte er.

»Nein.«

Suko erhob sich. Er bewegte seine Arme. Allmählich spürte er die Muskulatur wieder, und er dachte daran, daß er es bestimmt überstehen und sich schnell erholen würde. »Er ist zum Strand gelaufen, nicht?«

»Zu den Klippen.«

»Hast du ihn noch gesehen?«

Tom schüttelte den Kopf und ging dorthin, wo er ein Ende des Seils um einen dicken Felsen geknotet hatte. Er löste die Verschnürung. »Ich mußte das Seil holen.«

»Okay«, sagte Suko. »Ich werde ihn suchen. Vielleicht steckt er zwischen den Felsen und…«

»Oder ist auf dem Meer.«

Suko schaute den Fischer nachdenklich an. »Ja, das kann auch sein. Danke für den Tip.«

»Soll ich mitkommen?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Keinesfalls.« Er deutete auf Brenda. »Kümmere dich um sie und sage ihr, daß es mir leid tut, aber ich habe alles versucht.«

»Das glaube ich dir sogar.«

Der Inspektor bedankte sich bei Tom für die Rettung und machte den Fischer verlegen. Dann ging er. Den Komplex der Burgmauern hatte er schnell hinter sich gelassen und gelangte auf die freie Fläche, wo ihm der Wind scharf entgegenwehte.

Noch immer wußte er nicht, um was es genau ging. Der Satan, die Haie, dann dieser untote Ritter Ansgar of Osborne. Wie war da die Verbindung? Was hatte er damals geleistet, um von dem Teufel so in Schutz genommen zu werden?

Sukos Gedanken drehten sich um dieses Thema, während er den direkten Weg zum Strand einschlug. Beruhigt hatte er sich noch immer nicht, von Erholung konnte er überhaupt nicht sprechen. Zu tief steckte der Schock des Erlebten. Auch ein Kämpfer wie Suko wäre gegen diese Bestien nicht angekommen.

Er sah bereits das Meer.

Dunkel, wogend und sehr weit lag es vor seinen Blicken. In der Ferne schien es mit dem ebenfalls dunklen Himmel zusammenzustoßen. Wolken verdeckten den Mond, nur wenn Suko genau hinschaute, sah er die blasse Scheibe durch die dünne Schicht aus Dunst schimmern.

Das Gelände senkte sich leicht. Bewachsen war es mit hohem, manchmal sperrigem Gras, in dem die grauen Steine versteckt lagen, gegen die Suko hin und wieder mit seinen Füßen stieß.

Den Blick hielt er nach vorn gerichtet und blieb plötzlich stehen, als wäre er irgendwo vorgelaufen.

Über den dunklen Wellen tanzte ein Licht.

Es sah aus wie ein Feuer, schimmerte rotgelb, und der Inspektor wußte sehr schnell Bescheid.

Er hatte es schon einmal gesehen, denn das unruhige Licht stammte von einem Gegenstand, der eigentlich in die Hände des Meeresgottes Neptun gehört hätte.

Es war der brennende Dreizack.

Daß er über dem Wasser schwebte, wollte dem Inspektor kaum in den Sinn. Der Gegenstand selbst war nicht normal, okay, aber wieso konnte er dann auf oder über den Wellen schweben?

Wurde er festgehalten?

Suko lief schneller. Er hatte das Gefühl, plötzlich bis dicht an die Klippen kommen zu müssen, um alles genau erkennen zu können.

Der Inspektor erreichte den Rand, sah die Wellen, die Dunkelheit, und er entdeckte plötzlich den riesigen grauen Schatten, der aus dem Wasser ragte.

Gleichzeitig fuhr ein Windstoß in den Verbund einer dicken Wolkenbank und riß ihn auf.

Die Sicht verbesserte sich.

Jetzt erkannte der Chinese auch den Gegenstand, der auf den Wellen tanzte.

Es war ein Floß.

Ein besetztes Floß, denn sein Freund John Sinclair stand auf diesem tanzenden Untergrund und schaute den an, der sich im offenen Maul des Riesenhais aufhielt.

Asmodis!

***

Ich hatte natürlich mit dem Erscheinen meines Feindes gerechnet.

Trotzdem war ich überrascht, wenn nicht sogar schockiert, als ich meinen Todfeind erkannte und in sein Gesicht mit den grausamen Augen schaute, das mich unverwandt anstarrte.

Es war schlimm.

Ich rührte mich zunächst nicht. Die Wellen hoben das Floß in die Höhe oder ließen es in das Tal zurücksinken, aber sie brachten es nicht näher an das Ungeheuer heran.

So stand ich da und starrte in dessen Maul.

Asmodis freute sich. Sein Gesicht hatte sich in die Breite verzogen. Der Mund war geöffnet. Wie Dampf strömte es aus ihm hervor.

Die Augen verrieten durch ihren Glanz den Haß, der in seinem Körper steckte und mir entgegenstrahlte.

Er wollte hier ein Ende machen.

Und er befand sich in einer hervorragenden Lage. Ich konnte von diesem verdammten Floß nicht weg. Ein Sprung hätte mich ins Wasser gebracht, mehr wäre nicht geschehen.

So blieb ich.

In einer Hand den flammenden Dreizack, mit der anderen am Mast.

Asmodis sprach mich an. Sein dunkles Gesicht hob sich scharf gegen das tiefe Rot seiner Kleidung ab. »Schlechte Karten, Sinclair. Diesmal bist du dran.«

»Das hast du schon oft gesagt.«

»Weiß ich«, gab er lachend zur Antwort. »Aber dieser Ort ist ein besonderer, das weißt du auch.«

Und ob ich das wußte, aber ich sagte nichts, dafür redete der Teufel weiter. Wie immer hörte er sich gern sprechen, vor allen Dingen dann,

wenn er im Vorteil war. »Auf den Chinesen kannst du nicht hoffen. Ich habe ihm eine perfekte Falle gestellt, in die er hineingeraten ist. Auf ihn warten die Haie. Du weißt, was das bedeutet?«

»Dann zeig mir seine Leiche!«

»Keine Zeit, denn jetzt bist du an der Reihe. Vielleicht trefft ihr euchin der Hölle!« Er donnerte mir sein Lachen entgegen und amüsierte sich köstlich.

Ich mußte nicht allein auf den Teufel achten, auch dieser Ansgar of Osborne war wichtig. Durch das Erscheinen des Satans hatte er wieder Auftrieb bekommen, das dokumentierte er auch, als er seinen Körper herumschwang und sich trotz der hinderlichen Rüstung auf die Füße stemmen wollte.

Ich lenkte Asmodis ab, indem ich Osborne ins Gespräch brachte.

»Ist er so wichtig für dich geworden?« fragte ich, »daß du ihn sogar von den Toten erweckt hast?«

»Ja, er war und er ist wichtig.«

»Was hat er Besonderes geleistet?«

»Er weiß genau, wo der Dämonenschrein versteckt ist. Eine sehr wichtige Sache für mich.«

»Wieso?«

»Hast du nie von ihm gehört, Geisterjäger?« Asmodis drückte seinen häßlichen Kopf ein wenig vor, so daß sieh dieser jetzt genau zwischen den beiden Kieferhälften befand. Wenn sie jetzt zufielen, würden sie ihn durchbeißen können.

»Nein, davon hörte ich nicht. Was ist so Besonderes an ihm?«

»Er enthält einen wichtigen Gegenstand, Sinclair. Du hättest ihn bestimmt gern in die Hände bekommen.«

»Sag es mir.«

»In dem Dämonenschrein ist eine Reliquie versteckt. Hörst du? Eine dämonische Reliquie, und zwar ein Teil des Spuks.«

Ich lachte leise. »Soll ich dir das glauben? Ist der Spuk nicht ein Schatten? Ein gestaltloses Wesen? Nein, du willst mich auf den Arm nehmen. Ich kann dir nicht glauben und auch ihm nicht. Vielleicht hat dich dein Diener sogar reingelegt…«

»Rede keinen Unsinn, Geisterjäger! Halte nur den Mund, du weißt zu wenig. Oder hast du etwa vergessen, daß der Spuk in seiner Urgestalt völlig anders ausgesehen hat? Kannst du dich tatsächlich nicht mehr daran erinnern?«

»Ich sah ihn nie so…«

»Auch nicht vor Jahren im Horror-Taxi?«

Ich überlegte. Verdammt, Asmodis hatte recht. Als ich dem Spuk zum erstenmal gegenüberstand, war er durch New York gerast, als Insasse des Horror-Taxis, auf dessen Dach ein Sarg befestigt war.

Der Spuk war nicht allein ein pechschwarzer Schatten, er hatte

einmal eine andere Gestalt besessen, und ein Stück davon mußte sich in dem geheimnisvollen Dämonenschrein befinden.

»Osborne hat diesen Schrein versteckt. Oder er weiß zumindest, wo der sich befindet!?«

»Nicht allein das, Sinclair. Er hat ihn sogar gebaut. Kannst du dir das vorstellen? Ansgar of Osborne, ein damals bekannter Ritter, beschäftigte sich mit den Pfründen und mit der Herkunft schwarzmagischer Phänomene. Er war ein Suchender und ein Findender. Er stand auf meiner Seite, und er beherrschte die Magie, die nötig ist, um Raubtiere lenken zu können. Die Haie gehorchen seinem Willen, er kann sie lenken, er kann sie herholen. Ich erfuhr von ihm und seinen Kräften. Eines Nachts setzte ich mich mit ihm in Verbindung. Ich erschien ihm, und er war von mir sehr angetan. Wir kamen überein, daß er mir dienen sollte, was dem Spuk allerdings nicht gefiel, als er davon hörte. Deshalb tötete er Osborne, ohne jedoch zu wissen, daß ich mit ihm bereits einen Pakt geschlossen hatte. Ich werde nun seine Kenntnisse nutzen, um an die Reliquie des Spuks zu gelangen. Um Osborne meine Gunst zu erweisen, habe ich diesen Killerhai erfunden, der ebenfalls nur mir allein gehorcht. Er ist ein Produkt Schwarzer Magie und wird mich auf meiner Jagd nach dem Schrein begleiten.«

»Weißt du denn, wo er sich befindet?«

»Nicht genau, das gebe ich zu, aber er weiß es. Ich bin nur nicht dazu gekommen, ihn zu fragen. Das werde ich nachholen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Dann müßte er hier irgendwo in Cornwall sein – oder?«

»Vielleicht…«

Die Antwort hatte mir eher wie ein Ja geklungen. Sollte ich aus dieser verzwickten Lage jemals wieder herauskommen, würde ich mich ebenfalls auf die Suche nach dem Dämonenschrein machen.

Etwas gegen den Spuk, den letzten der Großen Alten, in den Händen zu halten, war natürlich ideal. Osborne hatte sein erstes Leben an der Küste verbracht und sich mit einer geheimnisvollen Tiermagie beschäftigt, die für mich noch ein Rätsel darstellte. Er hatte dem Spuk gedient, war dann übergelaufen zum Teufel, während Akim Samaran, der erst dem Teufel diente, zum Spuk kam.

Eine interessante Konstellation.

»Nun, Sinclair? Weißt du alles?«

»Fast.«

»Eine Frage hast du noch.«

»Was hat es mit dem flammenden Dreizack auf sich?« fragte ich. »Wozu benötigt er ihn?«

»Er ist der Anzeiger, der Indikator, der Sucher. Dieser Dreizack gibt ihm Macht über die Tiere des Meeres. Wenn er verlöscht, wird auch

die Magie verschwunden sein. Die langen Jahrhunderte hat er gebrannt, als er im Grab des Ansgar of Osborne lag. In einer Felshöhle wartete mein Diener auf seine Rückkehr, eingeklemmt in einen tiefen Schacht, für den sich niemand interessierte, bis zu diesem Abend, als ich ihn erweckte und ihm bewies, daß ich Wort gehalten habe. Ich bin da, ich habe ihm den Hai geschickt, von dem er immer träumte. Er ist meine Belohnung für ihn, denn dieses Tier räumte Osborne die Feinde aus dem Weg. Auch dich wird es verschlucken, Sinclair, davon bin ich überzeugt.«

Das war ich auch, aber so weit wollte ich es eigentlich nicht kommen lassen. Der Teufel sollte und durfte nicht gewinnen. Als er es nicht sah, schielte ich auf den jetzt stehenden Ansgar of Osborne.

Auf einen Kampf konnte ich mich nicht einlassen, weil das Floß zu sehr schwankte. Ein unkalkulierbares Risiko!

Ich mußte einen günstigen Moment abwarten und die schwache Stelle der beiden treffen.

War es Osborne?

Ja, denn der Teufel ließ sich nicht so einfach besiegen, da hatte ich meine Erfahrungen sammeln können. Er gab sich sehr gelassen, als er im Maul des Riesenhais stand. Die Wellen schlugen gegen den Killerfisch, der die anrollenden Bewegungen nicht ausgleichen konnte und sich deshalb leicht bewegte.

»Er verschlingt alles, Sinclair, auch dich!« hörte ich den Teufel rufen.

In diesem Augenblick warf ich den Dreizack!

Nicht auf Asmodis hatte ich gezielt, sondern auf seinen Diener, den untoten Ritter. Der Körper wurde durch die verdammte Rüstunggeschützt, mir kam es darauf an, ihn tödlich zu verletzen.

Er trug keinen Helm, der Kopf lag frei.

Und auf ihn jagte der brennende Dreizack zu.

Ich hatte viel Kraft in den Wurf gelegt, die Distanz zwischen uns war größer als eine Körperlänge.

Ein Treffer *mußte* einfach drin sein!

Und er war drin!

Vielleicht hatte Ansgar of Osborne seinen Schädel noch zur Seite nehmen wollen, die zuckende Bewegung aber kam viel zu spät. Von den drei Spitzen wurde er zwar nicht erwischt, zwei aber reichten ebenfalls aus, um sich tief in die schwammige, bleiblaue, untote Haut zu wühlen.

Er stand da, rührte sich nicht mehr, hatte die Arme ausgebreitet und bekam sie nicht mehr hoch, um sich den Flammen-Dreizack aus dem Gesicht zu reißen, das durch das magische Feuer eine Veränderung erfuhr und plötzlich nachdunkelte. Zuerst war es nur ein Grauschimmer, der sich über die Züge legte, aber sehr schnell intensiver wurde und eine schwarze Farbe annahm.

Vor meinen Augen zerfiel das Gesicht, flackernd durch die Flammendes Dreizacks angestrahlt.

Es war ein furchtbares Bild, und der Ritter fiel nicht zurück, womit ich gerechnet hätte, nein, er ging sogar vor, kam auf mich zu und streckte beide Arme aus.

Ob er mich oder den Mast umfassen wollte, wußte ich nicht. Sicherheitshalber ließ ich den Halt los, ging einen Schritt zurück und hatte Mühe mit meinem Gleichgewicht.

Der andere ebenfalls.

Eine Welle hob uns und das Floß in die Höhe. Es gab uns beiden gleichzeitig einen Drall, den der Ritter aber für sich ausnutzen konnte, denn er umschlang den aus dem Floßboden ragenden Mast wie ein Betrunkener den Laternenpfahl.

So ähnlich hielt er sich auch. Nicht mit der Hand, sondern mit dem Ellbogenknick.

Er starb.

Er mußte einfach sterben, aber noch besaß er die Kraft, sich zu halten. Nur bekam er den linken Arm nicht mehr hoch, um mit dem Schutzhandschuh auch den Dreizack zu fassen, um diesen aus seinem immer schwärzer werdenden Gesicht zu ziehen. Zudem strömte ein fettiger Rauch aus den beiden Wunden, der vom Wind erfaßt und über das Floß geweht wurde. Auch ich bekam ihn zu »schmecken«.

Den Kopf drehte ich zur Seite. Dabei fiel mein Blick auf Asmodis, und ich zog gleichzeitig mein Kreuz.

Der Teufel rührte sich nicht.

Er stand im offenen Maul des Hais. Meine Attacke hatte ihn kalt erwischt. Vielleicht hatte er auch damit gerechnet, daß ich den Dreizack auf ihn geschleudert hätte. Ein Irrtum, denn dem Satan hätte diese Waffe bestimmt nichts getan.

Osborne aber vernichtete sie.

Er hatte sich halb gedreht und sackte in die Knie. Sein Mund stand offen, die Haare glühten plötzlich weg, krächzende Schreie drangen über die lappigen Lippen, das Gesicht war jetzt völlig geschwärzt, und gleichzeitig breitete sich die Magie aus.

Sie erfaßte den, der mit Osborne in Verbindung stand. Es war der verdammte Killerhai. Er schoß plötzlich aus dem Wasser, wurde noch größer, hielt sein Maul offen, in dem der Teufel stand, seine Arme vorgestreckt hatte und auf mich zeigte.

Ich sah ihn wie auf einer Leinwand. Verzerrt die Fratze, aus den Händen zuckten mir Blitze entgegen, denen ich das Kreuz vorhielt, so daß sie aufgefangen wurden.

Hitze durchströmte das Metall, fast verbrannte ich mir die Hand, und die Gefahr wuchs noch mehr, so daß ich mich mit einem gewaltigen Satz zurückwarf, mich über den Floßrand hinwegkatapultierte und die

Wellen über mir zusammenschlugen.

Ich sank!

Das Kreuz hielt ich fest, Strömungen erfaßten mich, schleuderten meinen Körper zur Seite, während ich anfing, Wasser zu treten, es mir dabei nicht gelang, mich weiterhin zu halten, weil ich plötzlich das Gefühl hatte, inmitten eines Seebebens zu tauchen.

Kräfte packten mich, denen ich überhaupt nichts entgegensetzen konnte. Ich hielt nur krampfhaft den Mund geschlossen und hoffte darauf, daß mich die mächtigen Unterwasserwellen irgendwann einmal wieder hoch an die Oberfläche schleuderten…

Die gläserne dunkle Wasserwand war vorhanden. Sie spielte mit mir, sie schleuderte mich hoch, sie drückte mich in die Tiefe, ich sah einen Schatten, der sich auf mich senkte, versuchte es mit Schwimmbewegungen, erreichte dabei nichts und kam mir vor wie ein Korken, der zum Spielzeug eines Riesen geworden war.

Die Tiefe fraß mich. In der nächsten Sekunde wollte sie mich nicht mehr und schleuderte mich wieder hoch.

Ich kam nicht durch, jemand warf mich um, ein Strudel packte mich, ich rechnete nach, wie lange ich schon unter Wasser war.

Kam ich noch hoch?

Manchmal hat man Glück im Unglück.

Auch ich hatte es, denn der Strudel wollte mich nicht. Ich geriet in eine lange Welle, die mich höher trug, so daß ich die Oberfläche durchstieß.

Zuerst wollte ich es nicht glauben. Ich hielt noch die Luft an, weil ich nichts sah, Wasser verschleierte meinen Blick. Erst als der kalte Wind mein Gesicht traf, wurde ich wieder in die Realität gerissen.

Ich öffnete den Mund.

Zum Glück befand ich mich auf einem langen Wellenberg, den die Dünung voranschob. Ich konnte atmen, wischte mir hastig die Augen frei – und sah!

Es war kaum zu fassen!

Der Hai verging. Nicht direkt hatte ich ihn getötet, sondern indirekt, durch die Vernichtung des untoten Ritters Ansgar of Osborne.

Allein seine außergewöhnliche magische Kraft hatte dafür gesorgt, daß dieser Hai überhaupt existieren konnte, auch wenn er vom Teufel beeinflußt gewesen war. Jetzt gab es ihn zwar noch, aber er hatte sich völlig verändert.

Ich trat Wasser und ließ mich von der langen Dünung tragen, während ich dorthin starrte, wo der Hai verging.

Noch schwamm er auf den Wogen. Nur schaute er nicht mehr mit seinem vorderen Körper senkrecht aus den Fluten, sondern hatte sich auf die Wasserfläche gelegt und glühte.

Dieses rote Glühen kam von innen her, als hätte man dort zahlreiche

kleine Lampen entzündet.
Aber Lampen zerstörten nicht.
Der Hai wurde vernichtet.
Er kämpfte nicht einmal dagegen an, drehte nur manchmal den Kopf und hatte das Maul aufgerissen, so daß ich hineinblicken konnte und auch sah, wie in seinem Innern einiges schmolz.
Asmodis entdeckte ich nicht mehr.
Mein Kreuz hatte ihn vertrieben, auch die Gewißheit, es letztendlich doch nicht geschafft zu haben.
Die Kälte des Wassers spürte ich nicht, zu sehr faszinierte mich der Anblick des sterbenden Killerhais. Er hatte alles erreichen wollen und mußte nun dafür zahlen.
Vor meinen Augen wurde er kleiner. Das innere Feuer zehrte ihn aus und ließ ihn schrumpfen. Dampf wölkte über seinem Körper, das Glühen veränderte seine Farbe bis zu einem tiefen Rot.
Knitterfalten entstanden auf der Haut des Hais, die immer stärker schrumpfte, so daß das Tier schon sehr bald die Größe eines seiner normalen Artgenossen angenommen hatte. Aus der Tiefe des Ozeans rollte eine Woge heran. Sie kam mir aus meiner Perspektive mächtig vor. Wuchtig klatschte sie gegen den Hai.
Er verging.
Es war ein einziger Schlag, der dieses Tier auseinanderriß, so daß die Überreste weggespült wurden.
Damit war die Sache endgültig erledigt.
Mich erfaßte die Woge ebenfalls, hob mich in die Höhe, und ich erkannte das Floß, das noch heil geblieben war und in meine unmittelbare Nähe getrieben wurde.
Wir stießen nicht zusammen, ich aber schwamm auf diese rettende Holzinsel zu und kletterte drauf.
Zitternd blieb ich knien. Ich spie Wasser, keuchte und holte tief Luft.
Mein Blick fiel auf die Gestalt, die neben dem Mast lag. Es war Ansgar of Osborne. Er hatte seinen Arm noch immer an das Holz geklammert und scheuerte mit dem Oberkörper über den Planken, wenn sich das Floß bewegte. Nur etwas hatte sich bei ihm verändert.
Der Kopf fehlte!
Ihn hatte der flammende Dreizack zerstört. Als ich näher herankroch und den Zombie untersuchen wollte, stellte ich fest, daß sich in seiner Rüstung außer Staub nichts mehr befand.
Ansgar of Osborne war endgültig vernichtet worden, und er hatte auch sein Wissen über den geheimnisvollen Dämonenschrein mitgenommen. Uns aber war eine Spur gegeben worden, der wir unbedingt nachgehen mußten…

***

Es waren Suko und Tom Jones, die mich herausholten. Mit einem kleinen Motorboot kamen sie in die Nähe des Floßes. Ein Scheinwerfer strich bleich über das Wasser, erfaßte mich mit seinem Kegel, und ich hörte Sukos Stimme durch ein Megaphon verstärkt.

»Wir holen dich!«

Minuten später war alles erledigt. Ich freute mich riesig, daß es Suko auch geschafft hatte. Nur der Tod des Londoner Rockers Kelly war ein schwerer Wermutstropfen in diesem ansonsten glücklich überstandenen Fall.

»Irgendwie muß es weitergehen«, sagte Suko.

»Wie meinst du das?«

Tom hörte uns nicht. Er steuerte das Boot in eine kleine Bucht hinein, deren hohe Felsen lange Schatten auf uns warfen. »Du hast mir vorhin von diesem Dämonenschrein erzählt, John. Ich wäre dafür, ihn zu suchen.«

»Ich auch.«

»Und wo sollen wir deiner Ansicht nach anfangen?«

Da mußte ich lachen und deutete auf das Land. »Nimm einen Spaten und fange an zu graben. Irgendwann wirst du ihn finden.«

Der Inspektor ersparte sich eine Antwort. Statt dessen deutete er auf Tom, den Fischer.

»Sollen wir ihn graben lassen?« fragte ich.

»So ungefähr. Jedenfalls bin ich davon überzeugt, daß Tom mehr weiß, als er zugibt.«

Suko traf bei mir auf keinen Widerspruch.

ENDE